32101 067519171

POLENZ

HEINRICH VON KLEIST

RECAP

LIBRARY

OF

PRINCETON UNIVERSITY

Heinrich von Kleist.

Trauerspiel in vier Akten

von

Wilhelm von Polenz.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag.
1891.

Heinrich von Kleist.

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner.

Zwei Bände. Brosch. M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—.

Obiger Roman hat in der Presse eine ungewöhnliche Bewegung hervorgerufen und geradezu Aufsehen erregt. Sogar in offenem Parlamente (Budgetdebatte des österr. Abgeordnetenhauses 18. April 1890) wies der **Finanzminister von Dunajewski** in seiner Rede auf das Buch mit den Worten hin: „Es hat ja neulich in erschütterndster Weise — es war kein Parlamentarier, eine deutsche Dame (B. v. Suttner) — in einem Roman den Krieg geschildert. **Ich bitte Sie, diesem Werke einige Stunden zu widmen, und wer dann noch Passion für den Krieg hat, den bedaure ich wirklich.**"

Auszüge aus den Urtheilen der Presse.

. . . Das herrliche Werk wird, ich bin überzeugt, ein Standard work werden. Seit Frau von Staël haben wir keine so mächtige weibliche Feder aufzuweisen. **Friedr. v. Bodenstedt** (Wiesbaden).

Es ist dies ein Buch, das nach jeder Richtung im schönsten Sinne des Wortes veredelt, indem es den ganzen Zauber, aber auch den unvergänglichen Werth echter Liebe klarlegt.

Aus dem „Bertha v. Suttner" überschriebenen und von Reichsraths-Abgeordneten Carneri gezeichneten Feuilleton der „Neuen Freien Presse". 15. März 1890.

. . . Darum gehört ihr Buch zu den gelungensten, die je geschrieben worden sind.

H. Neumann-Hofer in einem Feuilleton des „Berl. Tgbl."

Ich will das Buch nicht preisen, nennen will ich es. Von Hand zu Hand will ich es reichen! Wie ein Evangelium soll es Jünger finden, die es in die Welt tragen.

Hans Land (in seinem am 13. Febr. 1890 im Saale der Wilhelmstr. 118 zu Berlin öffentlich gehaltenen Vortrage).

. . . Bei den Schilderungen des Krieges gewinnt ihre Darstellung eine Erhabenheit, die an die größten Meister der Weltliteratur gemahnt. **Balduin Groller**, „N. Ill. Ztg." 2. März 1890.

. . . Es ist ein muthiges und ein kluges Buch, das Frau von Suttner geschrieben hat.

Max Harden, „Die Nation", 1890, Nr. 22, „Ein Kulturroman."

Das ist nicht nur ein Buch: es ist ein Ereigniß.

Heinrich Hart, „Tägliche Rundschau".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Heinrich von Kleiſt.

Trauerſpiel in vier Akten

von

Wilhelm von Polenz.

Dresden und Leipzig.
E. Pierſon's Verlag.

Alle Rechte vorbehalten.
Den Bühnen gegenüber Manuscript.

Dem Grafen

Christoph Vitzthum von Eckstädt

in alter Freundschaft

gewidmet

vom

Verfasser.

(RECAP)
3479
.97
.344

548787

Perſonen.

Heinrich von Kleiſt.
Heinrich Karl Frhr. de la Motte Fouqué.
Adam Müller.
Vogel, Rendant.
Paltzow, Rentier.
Katz, Rezenſent für gelehrte und Theaterſachen.
Pieper, Schriftſteller und Kritiker.
Leske, Verleger.
Mappes, Kaufmann und Wucherer.
Henriette Vogel.
Marianne Paltzow.
Fräulein von Dechtel.
Frau Bartels, Kleiſts Wirtin.
Der Wirt zum Stimming. — Ein Exekutor des Gerichtes.
Herren und Damen. Dienerſchaft.

Das Stück ſpielt zwiſchen dem 18. Oktober und dem 11. November 1811 in Berlin.

Erſter Akt.

hnzimmer Heinrich von Kleiſts. Nüchterner ärmlich möblierter
um mit einem Alkoven. Rechts ein Schreibtiſch, links ein
h, an dem Stühle. Ein Bücherſpind. Einige Stiche und
militäriſche Embleme an den Wänden.

Erſte Scene.

im Aufgehen des Vorhangs ſteht Adam Müller am Schreib-
je und blättert in Papieren und Heften. Die Thür links
iet ſich, Frau Bartels tritt ein. Adam Müller ſchrickt bei
em Eintritt zuſammen, wie auf einem Unrecht ertappt; da
Frau Bartels erkennt, beruhigt er ſich und fährt fort, in den
Papieren herumzukramen.
u Bartels macht ſich inzwiſchen daran, mit mürriſcher Miene
. Staub von Tiſch und Möbeln zu entfernen, indem ſie mit
einem Tuche auf dieſelben ſchlägt.

Müller. (von einem Hefte aufſehend, das er eben muſtert.)
chläft er noch, Frau Bartels?"

Frau Bartels. „Eben is er ufjewacht. Aber denn
uert et immer noch ne jute halbe Stunde, ehe daß
ſich aus de Federn bequemt."

Müller. „Kleiſt war doch früher kein ſolcher Lang-
läfer." –

Frau Bartels. „Ach Jott! — Det liegt tiefer."

Müller. „Wieſo?"

Frau Bartels. (halblaut, nach der Thür links blickend.)
er hat Sie nämlich wiedermal nich en roten Heller."

Müller. „Das verstehe ich nicht. — Was hat das mit seinem langen Schlafen zu thun?“

Frau Bartels. „Na, sehn Se, wenn Eener keen Jeld hat, denn kann er och keen Holz kofen — nich wahr? Und ohne Holz kann mer nich inheezen.“ —

Müller. „Sehr wahr!“

Frau Bartels. „Na — und eh daß er nu frier da bleibt er lieber in Bette. — Sehen Se, so komm det schließlich rum.“

Müller. „Und Sie borgt ihrem Mietherrn nichts?“

Fr. Bartels. „Ick! — Wo werd ick so eenem w pumpen. So dumm!“

Müller. (lächelnd) Weiß Sie wohl, gute Frau, d manche Leute den da drinnen für einen großen Dich halten? — Ja, sie beherbergt hier einen berühm Mann.“

Fr. Bartels. „Wat! En berühmter Mann der da!“

Müller. „Ja, ja!“

Fr. Bartels. „Na, für die Art Berühmtheit b danke ick mir scheenstens. — En Hungerleider is e

Müller. „Was hat Sie denn gegen ihn ein wenden?“

Fr. Bartels. „Soll ick Se's sagen? Hier (sie zeigt auf ihre Stirn) „is et nich richtig mit en.“

Müller. „Wie äußert sich denn das? — D wäre ja interessant zu erfahren.“

Fr. Bartels. (Mit einem Blicke nach der Thür lin tritt nahe an Müller heran) „Wissen Se, er spricht oft vor sich hin, och wenn ick in der Stube bin — ja dolles Zeug, das keen Mensch nich verstehen kann.“

Müller. „Etwa Verse?“

Fr. Bartels. „Verschе — och meglich — jede falls is et lauter Blech. Und manchmal da will überhaupt jarnich ufstehn — weil er meent, schlaf und verjessen, det wäre det Scheenste in der We Und vom ewigen Schlafe redt er dann — jarnich me

ufwecken mecht er. — Sagen Se, is det nu nich verrickt?“

Müller. „Hat Sie ſonſt noch etwas auffälliges bemerkt?“

Fr. Bartels. „Ja hören Se nur — ſolche Sachen! — Manchmal, in der Nacht, da heult er janz laut, flennt richtig, wie en kleenet Kind, daß ick mir ordentlich ſchon verſchrocken habe, und denke 's is en wirklich wat paſſiert. — Dat is doch nu de richtige Verrücktheet, das müſſen Se mir doch Recht jeben.“

Müller. „Nun ja — allerdings! Ganz gewöhnlich iſt das ja nicht — hm!“

Zweite Scene.

(Fouqué durch die Mitte, im Ueberrock mit Hut und Stock. Frau Bartels, nachdem ſie noch während einer kurzen Weile die Möbel abgeſtäubt, ab nach rechts.)

Müller. „Sieh da, der Baron de la Motte Fouqué.“

Fouqué. „Und Sie, Herr Adam Müller. — Iſt Kleiſt nicht zu Haus?“

Müller. „Er liegt, wie ich höre, noch in ſüßen Träumen da drinnen.“

Fouqué. „Schläft noch. — Es iſt doch bald Mittagszeit.“

Müller. „Der arme Teufel! — Er hat nichts zum einheizen, und da bleibt er lieber im Bett. — Sieht das unſerem Kleiſt nicht ähnlich — was?“

Fouqué. „Mein armer Heinrich! Heute iſt ſein Geburtstag, der vierunddreißigſte, glaube ich. Ich bin zufällig in die Stadt gekommen, und wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, Kleiſt zu begrüßen. — Er beſitzt ſowieſo nicht allzuviele Freunde.“

Müller. „Ja, er hat ein eigenes Talent, ſich ſeine

Freunde zu verscherzen. Um so mehr muß man ihm halten, als Mann von Charakter." —

Fouqué. „Aber aufstehen muß er". (Er geht Thür links.) „Heinrich! Heda Heinrich!" (er pocht) „Sie auf, Faulpelz. — Ein Schwarm von Gratulant antichambriert bei Dir."

Stimme Kleists (aus dem Nebenzimmer) „Fouqué - wahrhaftiger Gott — Du bist's! Ich stehe schon a In fünf Minuten bin ich bei Dir."

Fouqué. „Der gute Junge! Aber er sollte ni so lange schlafen. Seine Stunden sind kostbar — s ungemünztes Gold."

Müller. „Meinen Sie?"

Fouqué. „Was könnte er schaffen, was könnte uns geben, wenn er nur wollte. — Wir anderen sinnen uns den Kopf nach großen Gedanken, und i fliegen sie nur so zu."

Müller. „Er hat sehr nachgelassen in der le Zeit — ich fürchte, ich fürchte —"

Fouqué. „Was besorgen Sie?"

Müller. „Er hat sich ausgeschrieben."

Fouqué. „Ach, nicht doch!" —

Müller. „Sehen Sie hier, Herr Baron." Heft vom Schreibtische nehmend) „Lauter Fragmente nichts als Skizzen — angefangen, fünf sechs Se geschrieben — dann liegen gelassen. Es ist keine A dauer in ihm — er bringt nichts mehr zu Ende."

Fouqué. Es werden schon bessere Tage für kommen. Er bedarf nur ein wenig des Glückes des Erfolges. Ohne Sonnenschein gedeiht doch Pflanze und gerade die edleren Gewächse bedürfen Licht."

Müller. „Ach — er selbst ist ja ganz allein seinem Unglück schuld. — Warum kommen denn Ar durch? — Er hat keine Prinzipien — hat nie w gehabt — ihm fehlt — wie soll ich sagen — —

ſittliche Halt. — Was hat er denn nicht verſucht? Erſt war er Offizier. Das behagte ihm nicht. —"

Fouqué. „Für einen Feuergeiſt, wie ihn, war der Gamaſchendienſt auch wirklich nichts."

Müller. „Pah! Feuergeiſt. — Er iſt garnichts ſo außergewöhnliches. — Mit dem Studium hat er's ja auch verſucht — nun, hat er es etwa zum Staatsexamen gebracht? Und dann ſeine Verlobung, die zu nichts führte. — Keinen ſittlichen Halt, wie ich ſchon ſagte. — Nachher entdeckte er auf einmal den Dichter in ſich." —

Fouqué. „Wollen Sie ihm die dichteriſche Begabung etwa auch abſprechen?"

Müller. „Bewahre mich Gott! Nein. — Sie mißverſtehen mich gänzlich, Herr Baron. — Ich bin ſein Freund, er wird kaum einen treueren haben, als mich; deshalb muß ich aber doch nicht ein blinder Anbeter ſein von allem, was er thut und ſchreibt. Weiß Gott, wir haben ſchon mancherlei gemeinſam durchgemacht, Kleiſt und ich — in Dresden und nun hier wieder. Ich bin nicht immer gut dabei gefahren; über mancherlei könnte ich mich beſchweren. — Sie, Herr Baron, kennen ja unſeren Freund, und wiſſen —"

Fouqué. (ihn unterbrechend) „Sagen Sie, ſind ihm nicht Stellen angeboten worden, in der letzten Zeit?"

Müller. „Jawohl, im Heere wie im Civildienſt — durch die Gnade des Königs."

Fouqué. „Nun — und —"

Müller. „Er will nicht. Warum? Aus purem Eigenſinn. — Oder hält er ſich für zu gut dazu? — Er hat eben eine ganz übertriebene Vorſtellung von ſeiner Bedeutung."

Fouqué. „Da iſt er endlich."

Dritte Scene.

(Kleiſt von links, er ſpringt freudig erregt auf Fouqué zu, den er umarmt.)

Kleiſt. „Fouqué, mein alter Lieber! Du haſt mich alſo wirklich nicht ganz vergeſſen.“

Fouqué. „Wie könnte ich das je! — Ich kam Dir zu gratulieren.“ —

Kleiſt. „Mir zu gratulieren — wozu?“

Fouqué. „Nun zu Deinem Geburtstage. Haſt Du vielleicht vergeſſen, daß heute —“

Kleiſt. „Richtig! — Und dazu willſt Du mir alſo Glück wünſchen?“

Fouqué. „Ja Dir — und auch mir, und — der Welt.“

Kleiſt. „Mein Freund! — Nun — ich könnte Dich wohl an das Wort eines griechiſchen Dichters erinnern, das wahrer iſt als alles, was je über das Geboren-ſein geſagt wurde.“

Fouqué. „Ach Unſinn!“

Kleiſt. „Schon gut! — Nicht jeder kann das verſtehen und niemand will es zugeben. — Es iſt gegen unſere Natur. — — (Aus Schwermut zur Luſtigkeit umſpringend) „Ach — das Leben iſt doch ſchön — nicht wahr Fouqué?“

Fouqué. „Es kann ſchön ſein —“

Kleiſt. „Ja, man muß ein Gut beſitzen, wie Du — eine liebe ſchöne Frau, die einem jeden Kummer wegküßt — ein wenig Phlegma und Selbſtzufriedenheit — und — einen guten Magen. Ha ha! — Auch etwas, ihn zu füllen. Dann kann man mit frommen über dem vollen Bauche gefalteten Händen ausrufen „wie herrlich iſt doch alles in dieſer ſchönen Welt eingerichtet,“ und den Schöpfer preiſen, daß nicht ein jeder es ſo gut hat — nichtwahr?“

Fouqué. „Warum, so bitter, Kleist?“

Kleist. „Bitter! — Ja ich bringe nur noch bittere Früchte hervor. — Früher, da war ich ein Stamm, der edle Früchte hätte tragen können und — sollen. — Gott, erinnert einen doch nicht immer wieder daran, was hätte sein können. — Nun, jetzt eben hänge ich voll bitterer Früchte. Meine Wurzeln treiben nur noch elende, entartete Reiser.“ —

Fouqué. „Aber, lieber Kleist!“ —

Müller. (Der sich bis dahin beobachtend fern gehalten hat, hinzutretend.) „Nein, das ist entschieden Übertreibung, Herr von Kleist.“

Kleist. „Seht an — der!“

Müller. (Mit einer Verbeugung, etwas unsicher.) „Ja — auch ich wollte mir erlauben, Herr von Kleist, Ihnen zu gratulieren.“

Kleist. Und wollen um Verzeihung bitten. — Sie sei Ihnen gewährt.“

Müller. „Sie sprechen von Verzeihung, Herr von Kleist. — Gestatten Sie, das verstehe ich nicht ganz.“

Kleist. „Nun ja doch. Ich verzeihe Ihnen den Streich von neulich.

Müller. „Den Streich?“ —

Kleist. „Warum denn nicht?“

Müller. „Das habe ich, bei Gott, nicht um Sie verdient.“ —

Kleist. „Daß ich Ihnen verzeihe. Möglich!“

Müller. „Herr von Kleist, ich muß denn doch um eine Erklärung bitten.“ —

Kleist. „Nun, wenn Sie sich an dem Ausdrucke stoßen, taufen wir es um; nennen wir es einen letzten Liebesdienst, den Sie mir erwiesen.“

Müller. „Liebesdienst?“

Kleist. „Mit jenem famosen Artikel in den Abendblättern. — Sie wissen ja — worauf mein Blatt, dieser letzte Rettungsanker eines lecken Schiffes — worauf

dieſes mein Blatt von Regierungswegen konfi
wurde."

Müller. „Herr von Kleiſt, meine Abſichten w
dabei die —"

Kleiſt. „Kann ich mehr thun, als Ihnen verze
Jemand mußte mir doch den Gnadenſtoß geben:
ſchön, daß er von Freundeshand kam."

Müller. (ſich zu Fouqué wendend) „Herr Baron,
ſoll man ſich ſolchen Anſchuldigungen gegenüber
halten? — Unſer lieber Kleiſt ſcheint mir heute
gerade in der beſten Laune." —

Kleiſt. „Ich nicht bei Laune! — In der be
bin ich, wahrhaftig, in der allerbeſten."

Fouqué. „Wirklich?" —

Kleiſt. „Ja, in einer ganz beſonderen Stimmu
— Ich kann's Euch kaum beſchreiben. So etwa
es auf hohen, ganz hohen Bergen ſein. Die Luft
rein und kalt, alle Sinne geſchärft, man ſieht in
endliche Weiten, und das Nahe verſchwimmt. —
wie das Urgeſtein zu Deinen Füßen ſteht eine Th
ſache: Der Unwert des Daſeins. — Immer dün
wird die Luft, immer leichter die Seele, man ſchwim
im kryſtallhellen Äther der durchſichtigſten Selbſt
kenntniß —"

Fouqué. (Ihn am Arme berührend) „Kleiſt, ich k
hierher, um von ernſthaften Dingen mit Dir
ſprechen."

Kleiſt. „Ich hielt dies für verdammt ernſthaft.
Aber gut —"

Fouqué. „Wie bringſt Du Deine Tage zu? W
treibſt Du? Wie ſteht es mit Deinen Plänen
dichteſt Du?"

Kleiſt. „Dichten! — Für Zeitungen ſchreibe ich

Fouqué. „Du?"

Kleiſt. „Warum nicht, Fouqué!"

Fouqué. „Weil mir das eines Edelmannes u
würdig erſcheint."

Kleist. „Mit leeren Taschen vornehm sein, ist auch schwer."

Fouqué. „Das geht nicht so weiter." (sich umsehend) „Ist diese Spelunke der Aufenthalt für einen Kleist?"

Kleist. „Wem sagst Du das?"

Fouqué. „Du bist es schon allein den Deinen schuldig — Deinen Angehörigen —"

Kleist. „Denen! — Nein, mit meiner Familie bin ich quitt."

Fouqué. „Was ist geschehen?"

Kleist. „Weißt Du, Fouqué, bisher glaubte ich, wenn irgend eine Liebe groß und heilig sei, auf der Welt, so müsse es die zwischen Bruder und Schwester sein. — Denke nur: Mann und Weib, also zum Lieben geschaffen, dazu demselben Schooße entsprossen. — Gäbe es zwischen zwei Menschenkindern eine nähere Verwandtschaft?"

Fouqué. „Du sprichst von Ulrike?"

Kleist. „Ja, von ihr spreche ich. — — Nemlich war ich in Frankfurt. —"

Fouqué. „Nahmen sie Dich nicht gut auf?"

Kleist. „So etwa wie einen Feind, welchen man in die Festung einläßt, unter dem Vorgeben mit ihm verhandeln zu wollen, und den man, kaum ist er innerhalb der Wälle, meuchlings überfällt."

Fouqué. „Das kann ich mir gar nicht denken." } gleichzeitig.

Müller. „Das wäre ja außerordentlich." }

Fouqué. Auf eine oder die andere Weise muß das ausgeglichen werden."

Kleist. „Nie!"

Müller. „Schließlich hängen Sie doch von den Ihren ab."

Kleist. „Ach — ich hätte Lust, dieser ganzen Sippe von Tanten, Paten, Stiftsdamen — und wie sie alle heißen, einen Streich zu spielen — irgend einen

verteufelten Streich. Damit sie wenigstens Grund haben, sich das Maul zu den Ohren zu reden."

Fouqué. „Nein, setze sie lieber durch eine wirklich große That in Staunen."

Kleist. „Große Thaten — hm — sprechen wir von anderem. — — Was giebt's denn in der Stadt, am Hofe? Hat Hardenberg wieder eine Geliebte? Es ist, glaube ich, schon ganze vierundzwanzig Stunden her, daß er mit der letzten brach. — So redet doch! — Was ist das letzte aus Paris? — Hat der kaiserliche Tiger gute Verdauung? Wie? — Oder sind neue Fettheringe aus Hamburg eingetroffen? — Herr Gott, so redet doch nur! Ihr seht, ich bemühe mich nach Möglichkeit, Euch entgegenzukommen."

Müller. (Zu Fouqué) „Sehen Sie, so ist er nun gegen seine aufrichtigsten Freunde."

Fouqué. „Kleist, Du kannst einem wahrhaftig die Laune verderben."

Kleist. „Oder über unser liebes Vaterland. — Wieviel darf Preußen neuerdings wohl für die Ehre zahlen, der Prügeljunge des korsischen Plebejers zu sein? — — Ihr wundert Euch über mich. Mein Wort, ich wundre mich über mich selbst, daß ich noch essen, trinken, schlafen kann, und dabei mein Vaterland so tief gebeugt. — — Wäre man nicht so klein, so kalt, so mattherzig, man müßte zu Thaten schreiten. Aber so — nichtwahr, Fouqué, nichtwahr, Müller! Wenn man nur selbst Stuhlgang hat; um das Bauchgrimmen Deutschlands brauchen wir uns nicht zu bekümmern — nichtwahr?"

Vierte Scene.

(Ein Diener tritt ein durch die Mitte. Er trägt einen Kranz von weißen Rosen mit schwarzen Bändern, den er Kleist überreicht.)

Diener. „Für Herrn Heinrich von Kleist.“

Fouqué. „Sieh da, ein Blumengruß.“

Müller. „Von wem kommt das?“

Diener. „Ich sollte es abgeben. — Der Herr von Kleist würden schon wissen. — Hier ist auch ein Brief.“

Müller. „Mit schwarzem Rande und Siegel.“

Fouqué. „Das scheint mehr für ein Begräbniß als für ein Wiegenfest bestimmt.“ — (Zu dem Diener.) „Er ist wohl an die falsche Adresse geraten?“

Diener. „Nein, für Herrn Heinrich von Kleist sind die Blumen und der Brief.“

Kleist. (während des Lesens.) „Ah — das ist schön!“

Fouqué. „Wie, mein Freund?“

Kleist. „Wunderbar! Welch wollüstig süße Schwermut die Seele eines Weibes beherbergen kann.“ (Im Anblick der Blumen verloren.) „Und diese Rosen — wie melancholisch sie duften. —“

Müller. „Das klingt geheimnißvoll.“

Fouqué. „Kleist!“

Kleist. „Was giebt's? — Ach, richtig, Ihr! — Ihr seid neugierig. Hier lest.“ (Er reicht Fouqué den Brief.)

Fouqué. „Das sind ja Verse.“

(liest) „Wie wohl wird's thun,
Wenn ich vom wüsten Lärmen
Entfernt, in dunkler Kammer werde ruhn,
Da keiner Sonne Strahlen mich erwärmen,
Wie wohl wird's thun.“

Kleist. (Nimmt ihm das Blatt aus der Hand) „Du kannst nicht lesen.“

„Wie wohl wird's thun
Wenn ich vom wüſten Lärmen
Entfernt, in dunkler Kammer werde ruhn,
Da keiner Sonne Strahlen mich erwärmen,
Wie wohl wird's thun.„
Mein Feind mag ruhig mir zu Häupten ſchreiten,
Mag lachend weiſen auf den Leichenſtein,
Was kann's am kühlen Orte mir bedeuten,
Denn mir iſt wohl; ich bin allein."
Der Tag beſcheint die Welt wie vor Aeonen,
Sie blüht in ſeinem Licht zu neuer Pracht,
Mich lockt er nicht; nicht würde ſich's verlohnen,
Laßt ſchlummern mich! Ich liebe meine Nacht.
Wie wohl wird's thun!
Der Abend ſank hernieder,
An ſeinem Buſen kann ich ewig ruhn.
Nie wieder heben ſich die müden Lider,
Wie wohl wird's thun."

(Er läßt das Blatt ſinken.) „Nun, was ſagt Ihr dazu?"

Fouqué. „Entſchuldige, lieber Kleiſt, das Gedicht iſt ja nicht ſchlecht; aber zu einem Geburtstagsfeſte — das ſcheint mir denn doch abſurd."

Kleiſt. (zu Müller) „Und Sie!"

Müller. „Mir macht es den Eindruck des Krankhaften — des Überreizten."

Kleiſt. „Da haben wir's. — Aberwitz — Krankheit! — Das glatte Urtheil zweier ſehr weiſer Leute: Fouqué — Adam Müller. — Sterne am Himmel unſerer Litteratur. — Nun denn Ihr braven Weisheitsräte, ich ſage Euch, das, was Ihr für Wahnſinn erklärt, iſt höchſte Vernunft — Geſundheit — Schönheit — Harmonie — Ideal — o!" (Er wendet den Beiden den Rücken.)

Müller. (halblaut zu Fouqué) „Ich kann mir übrigens denken, von wem das Gedicht ſtammt."

Fünfte Scene.

(Henriette Vogel durch die Mitte, gefolgt von ihrem Gatten. Sie ist in Trauerkleidung.)

Kleist. (unwillkürlich) „Henriette!"

Müller. Ich glaube gar — Frau Vogel! — Und er ist auch mit. — Das ist noch erstaunlicher."

(Henriette ist auf Kleist zugeschritten, ohne die Anderen zu beachten. Sie reicht ihm die Hand und blickt ihn mit ernster Miene schweigend an.)

Vogel. (Nähert sich Kleist verlegen zögernd) „Auch ich wollte Ihnen meinen Glückwunsch aussprechen, Herr von Kleist — zum heutigen Tage. Es ist Ihr Geburtstag — wie ich höre. — Möge Gott —"

Henriette. (Ruhig abweisend.) „Laß gut sein!"

(Vogel zieht sich zurück.)

Müller. (zu Fouqué) „Was sagen Sie dazu?"

Henriette. (halblaut zu Kleist) „Du hast den Gruß erhalten?"

Kleist. „Und verstanden. — Sei gedankt."

Müller. (sich den Beiden nähernd) „Gnädige Frau — darf ich mir erlauben, Sie zu begrüßen. — Entsinnen Sie sich meiner noch?"

Henriette. „Ich habe Sie nicht vergessen, Adam Müller."

Müller. „Sehr schmeichelhaft für mich. — Und hier ist der Baron de la Motte Fouqué — der weltbekannte Dichter."

Henriette. „Sie sind Dichter?"

Fouqué. „Man thut mir die Ehre an, mich für einen zu halten."

Henriette. „Was besingen Sie?"

Fouqué. „Nun — die Welt — das Leben."

Henriette (schüttelt das Haupt und lächelt) „Das ist nicht Dichtung."

Fouqué. „Nicht Dichtung?"

Henriette. „Nein!"

Fouqué. „Was sollte man denn nach Ihrer Ansicht besingen, gnädige Frau?"

Henriette (ernst) „Den Tod."

Fouqué. „Wie — den Tod?"

Henriette. „Der Urgrund aller Dinge."

Fouqué. „Entschuldigen Sie — das — scheint mir aber doch —"

Henriette (mit plötzlicher Lebhaftigkeit) „Was war vor dem Leben? — Was wird nach dem Leben sein? — Was ist das einzig gewisse im Wechsel der Dinge? — Auf jede Frage ist dies die letzte Antwort. — Der Tod ist der Refrain des Lebens — warum sollte er's also nicht in der Dichtung sein?" — (Sie wendet sich zu Kleist, mit dem sie nach hinten geht.)

Müller. (Halblaut zu Fouqué) „Merken Sie etwas? — Die Blumen stammen von ihr."

Fouqué. „Die Blumen. —"

Müller. „Und auch das Gedicht."

Fouqué. „Sie dichtet?"

Müller. „O, Henriette ist ein geistvolles Weib. — Ich kenne sie sehr genau."

Fouqué. „Aber — ist sie denn krank?"

Müller. „Wie Sie es nehmen wollen. — Unbefriedigt ist sie; das ist ihre Krankheit. — Sie hat sich sehr verändert. Früher, als Henriette sich noch nicht dem Weltschmerze ergeben hatte, sprühte sie nur so von Geist und Witz — und sie sang! — Ihre eigenen Dichtungen zur Harfe — ah! — Ich sage Ihnen, Herr Baron, sie war ein berückendes Weib — o, ich habe sie sehr gut gekannt." —

Fouqué. „Aber, wie in aller Welt ist sie zu diesem Manne gekommen?"

Müller. (nachdem er sich umgeschaut) „Das ist ja gerade der kritische Punkt — —“ (da Kleist und Henriette nach vorn kommen, spricht er leise weiter.)

Vogel (der sich seiner Frau genähert) „Henriette!“

Henriette. „Laß gut sein!“

(Vogel bleibt unentschlossen stehen.)

Müller. (zu Fouqué) „Nun können Sie sich das Rätsel ja ungefähr erklären.“ (Zu Vogel tretend) „Bester Herr Vogel, wie ist es ihm denn ergangen, seit wir uns nicht gesehen?“ —

(Müller, Vogel und Fouqué wenden sich nach hinten, und verweilen während des nächsten in dem Alkoven.)

Henriette (allein mit Kleist im Vordergrunde.) „Gedenkst Du Deines Versprechens — mein Freund?“

Kleist. Henriette — bei Tag und Nacht gedenke ich seiner.“

Henriette. „Und — soll's noch lange währen?“ — (Plötzlich voll Feuer) „Laß es doch heute sein — heute! — Welcher Tag wäre schöner? — Geburt und Tod — Anfang und Ende — eins. Ein Ring, der sich schließt. So ist nichts gewesen.“ —

Kleist. (unruhig) „Ich — ah — Henriette! — Ich bin noch nicht bereit.“

Henriette. „Nicht bereit? — Noch immer nicht genug? — Du willst also weiter an Deinen Ketten zerren. — Noch nicht müde von der Jagd nach der falschen Freude?“

Kleist. „Nein, nein, nein! — Darüber bin ich hinaus. Die Freude am Leben haben sie mir aus dem Leibe gehetzt.“

Henriette. „Nun also! — Dann fehlt es Dir an Mut.“

Kleist. „An Mut! — Sage das nicht wieder — an Mut!“

Henriette. „Was ist es sonst? — Du sagst, Du

beſitzeſt die Einſicht und auch den Mut — nun — dann alſo verbirgſt Du mir etwas."

Kleiſt „Dir, Henriette!"

Henriette. „Darf ich's nicht wiſſen — mein Freund."

Kleiſt. „Es iſt — ich fühle, daß ich hier noch mancherlei zu thun hätte. — Ich bin noch nicht reif."

Henriette. „Wer keine Hoffnung mehr hat, der iſt reif."

Kleiſt. „Ich habe den Unwert des Lebens durchſchaut, und trotzdem hänge ich am Leben."

Henriette. „Du haſt recht, dann biſt Du noch nicht reif. — Aber dann wird das Leben ſelbſt dafür ſorgen, daß Du es haſſen lernſt, grimmiger als den Tod." —

(Da die Anderen wieder nach vorn kommen, begeben ſich Kleiſt und Henriette langſam nach hinten, Vogel ſchließt ſich ihnen für eine kurze Zeit an.)

Müller. (mit Fouqué im Vordergrunde) „Und was ſagen Sie zu dieſem Muſter eines Ehemannes?"

Fouqué. „Kleiſt thut großes Unrecht."

Müller. „Ja, es iſt ein ſkandalöſes Verhältniß."

Fouqué. „Die Frauen haben ihn von jeher verwöhnt."

Müller. „Die Weiber lieben eben das Charakterloſe."

Fouqué. „Ich fühle, hier müßte etwas gethan werden."

Müller. „Hören Sie mich, Herr Baron, ich habe einen Plan zu Kleiſts Beſtem. — Aber Sie müſſen mir helfen."

Fouqué. „Gern, wenn es wirklich zu ſeinem Beſten iſt."

Müller. „Als ſeine Freunde haben wir die Pflicht und das Recht ihn zu leiten — denn wahrhaftig — er iſt wie ein Schiff mit zerbrochenem Steuer."

Fouqué. „Es liegt etwas wahres in dieſem Vergleiche."

Müller. „Nun — ich glaube, es könnte nichts schaden, wenn wir einmal die Steuerung des Schiffes übernähmen und ihm einen bestimmten Kours gäben —"

(sprechen weiter)

(Kleist und Henriette kommen wieder nach vorn.)

Kleist. (halblaut) „Sie sollten Ihrem Gatten doch anders begegnen."

Henriette. „Er ist ein Bleigewicht an meiner Seele."

Kleist. „Er liebt Sie so ehrlich."

Henriette. (erregt) „Ah! — Diese aufdringliche Liebe, die — Rechte zu haben glaubt —"

Vogel. (der sich ihr genähert hat) „Henriette — wir müssen gehen."

Henriette (mit kaltem Blicke) „Müssen?" —

Vogel. „Herr von Kleist wird uns entschuldigen — der Dienst ruft mich."

Henriette. „Als ob es der Mühe wert wäre, den Menschen zu dienen."

Müller. (zu Fouqué) „Sehen Sie — es liegt oft ein gewisser Sinn in ihrem Unsinn."

Henriette. (sich rasch umwendend) „Was sagten Sie da — Adam Müller?"

Müller. „Ich sagte nur — der Tiefsinn, den gnädige Frau entwickeln, wird unsereinem manchmal schwer zu verstehen."

Henriette. (mißt ihn mit einem scharfen Blicke) „Adam Müller — an Ihrer Seele frißt der Neid."

Müller (verblüfft). „Der Neid!"

Henriette. Sie neiden Größeren das, was Ihnen fehlt."

Müller. (betreten) „Aber — wenn ich fragen darf — was fehlt mir?"

Henriette. „Das fühlen Sie selbst; darum gerade fehlt es Ihnen. — Und Sie werden es nie erreichen, soviel Sie auch an fremden Schicksalen herumnesteln mögen." —

Müller. (die Achseln zuckend) „Rätselhaft — ganz rätselhaft!“

Henriette (zu ihrem Gatten). „So laß uns gehen.“ — (sie tritt zu Kleist, dem sie mit einem tiefen Blicke die Hand giebt, dann ab mit Vogel durch die Mitte.)

Sechste Scene.

Kleist blickt ihr wie verzaubert nach

Fouqué. (Indem er Kleist am Arme berührt). „Mein Freund!“

Kleist (auffahrend) „Ah!“

Fouqué. „Was bedeutete das?“

Kleist. „Wie?“

Fouqué. „Nun, all dies, was wir staunend mit angesehen. — Dein Verkehr mit dieser Frau.“

Kleist. „Was hältst Du von ihr — sprich!“

Fouqué. „Ich weiß, bei Gott, nicht, was ich von ihr denken soll — eine verheiratete Frau —“

Kleist. „Verheiratet! — Was hat das zu sagen? Sie ist ein großer, vorurtheilsfreier Geist.“

Fouqué. „Aber der Schein, Kleist — der Schein! Bedenke doch, in welchem Lichte Euer Verkehr erscheint.“

Kleist. (abwesend) „Hat sie nicht etwas an sich von einer Verstorbenen? — So wesenlos — und locker wie der Schatten eines geliebten Menschen.“ —

Müller. (halblaut zu Fouqué) „Ist das noch zu rechnungsfähig zu nennen?“

Kleist. (träumend) „In ihrer Nähe ist mir's, als sei die Dämmerung angebrochen — ja — die süße Dämmerung, die uns aus dem grellen Tageslicht hinüberleitet in's Dunkel der Nacht.“

Fouqué. „Du mußt sie in einem besonderen Licht sehen — mir scheint sie weiter nichts, als ein tief zu beklagenswertes Geschöpf — ein zerrütteter Geist.“

Kleist. (Ohne auf Fouqué zu hören, visionär.) „Ihre Nähe macht eine Saite meiner Seele erzittern — mitklingen — Im tiefsten dunklen Grunde der Naturen muß zwischen uns Verwandtschaft bestehen. — — Habt Ihr wohl ihr Todessehnen im Auge bemerkt?"

Fouqué. „Sie ist krank."

Müller. „Ihr Leiden liegt auf der Hand. — Wäre ihr Herr Gemahl ein Mann —"

Kleist. (aufbrausend) „Was redet Ihr! — Was faselt Ihr! — Blind seid Ihr — gefühllos in Eurem Panzer von Lebenslust und Behäbigkeit. — Was wißt Ihr von dem reinen, dem heiligenden Gefühle des Schmerzes, das zwei Seelen so unzertrennlich an einander fesseln kann. — — Ihr natürlich seht im Verhältniß vom Mann zur Frau nur das Gemeine. — Daß es noch etwas Höheres geben kann, eine Freundschaft von Seelen, die auf denselben Grundton gestimmt sind — — Ach, was verschwende ich meine Worte!" —

(Er wendet sich ab und geht erregt im Zimmer umher.)

Fouqué. „Seine Reizbarkeit hat erschreckend zugenommen."

Müller. „Sagen Sie selbst, Herr Baron — dürfen wir hier die ruhigen Zuschauer spielen? — Es ist wahrhaftig nicht meine Art und Weise, mich in fremder Leute Angelegenheiten zu mischen — das ist ein Geschäft, bei dem man selten Dank erntet, auch widerstrebt es meinem Zartgefühle —"

Fouqué. (ihn unterbrechend) „Vor allem müssen wir ihn aus den Schlingen dieses Weibes zu befreien suchen — sie scheint geradezu eine dämonische Gewalt über ihn zu besitzen."

Müller. „Ganz meine Ansicht! Schwachen Menschen, wie ihm, kann eine solche Frau gefährlich werden. Aber Vorsicht! Er ist mißtrauisch und eigensinnig. Um keinen Preis darf er etwas von unseren Absichten merken."

Fouqué (zu Kleist tretend). „Kleist — mein alter Freund — willst Du uns anhören?“

Kleist. „Warum auch nicht? — Zeit habe ich ja — mehr als genug! — Ich stehle dem lieben Gott sowieso nur die Tage.“

Fouqué. „Ja, ihm sei's geklagt! Du wucherst schlecht mit Deinem Pfunde. — Mensch, etwas muß sich ändern, so geht's nicht weiter — so führt's zum Abgrunde. Sage, siehst Du das nicht selbst?“

Kleist. „Besser als Du.“

Fouqué. „Nun — und da rafft Du Dich nicht auf? Läßt das Boot in den Strudel treiben, ohne zu den Rudern zu greifen.“

Kleist. „Das Bild ist gut. — Das Boot auf dunklem Gewässer — ringsum Nebeldunst — und — fernes Rauschen kündet den Katarakt — das Bild gefällt mir.“

Fouqué. „Höre jetzt auf das, was ich Dir sage. Es bieten sich Dir Aussichten —“

Kleist. „Im Staatsdienste? — Nein, guter Fouqué, in das Joch krieche ich nicht mehr. Ich kenne den Staatsdienst. — Es ist ein enger Gang, je weiter man hineinkommt, je tiefer muß man sich bücken — schließlich kriechen — mühsam keuchend in stickender Luft. —“

Fouqué. „Vom Staatsdienst ist garnicht die Rede.“

Kleist. „Wovon denn? — So braucht man wohl einen Gelegenheitsdichter? — Zwei Silbergroschen das Gedicht. — Oder einen Kopisten mit sauberer Handschrift — wie?“

Fouqué. „Du sollst Deine volle Freiheit bewahren.“

Kleist. „Freiheit! — ja, das ist ein köstliches Gut. Das einzige, das ich besitze. — So ganz ein Ball sein in der eigenen Hand, den man hinwerfen kann wohin es einem beliebt — in den Himmel, oder in den tiefsten Abgrund.“ —

Fouqué (zu Müller) „Nun — sprechen Sie!“

Müller. „Herr von Kleist, war es nicht einstmals Ihr Wunsch, ein großer Dichter Ihres Volkes zu werden?“

Kleist. „Ein großer! — Adam Müller, der größte wollte ich werden. Und wer weiß — beim Allmächtigen — wer weiß — wenn ich ein wenig von jener eisigen, berechnenden — egoistischen Götterruhe im Blute hätte, die dem großen Alten dort in Weimar die Seele umpanzert hält —“

Müller. (ihn unterbrechend) „Ich glaube, daß es etwas anderes war, das Ihnen bisher fehlte, zur vollen Entfaltung Ihrer Begabung.“

Kleist. „Und das wäre?“

Müller. „Eine gesicherte, sorgenfreie Existenz.“

Kleist. (stutzend) „So — wahrhaftig!“

Fouqué. „Ja, Adam Müller hat Recht. Eine sorgenfreie Lage würde Dir Muße geben, ganz Dich auszuleben, Deine volle Kraft, Deine herrlichen Gaben dem einen großen Zwecke zu widmen. — Kleist, ich verstehe Dich nicht! Gefällt Dir denn Deine jetzige Lebensweise so sehr?“

Kleist. „Mein Freund, ich bin weder ein Gott, noch ein Thier. — Ich bin ein Mensch, dem Hunger und Kälte wehthun. Ich habe eine zarte Haut. — Ah — warum ward der Mensch nackt geschaffen, wenn er doch in Nesseln geworfen wird?“ —

Müller. „Nun, wozu ist denn dem Menschen eigentlich der Verstand gegeben. Man muß eben seine Lage zu verbessern suchen. Wir kommen doch auch durch, Herr von Kleist.“

Kleist „Ja, Ihr!“

Müller. „Nun bei aller Bescheidenheit, so ganz gewöhnliche Kreaturen sind wir am Ende auch nicht.“

Fouqué. „Wie hoch flogen ehemals Deine Pläne, Kleist. Ich kann mich der Zeit entsinnen, da Du schwurest, Du würdest Deinem glorreichen Stamme zu anderen Kränzen des Ruhmes noch den vornehmsten

Lorbeer, den des Dichters, erobern. — War es nicht so — sprich!“

Kleist. „Ja — das waren meine Träume. — — Ach, mein Freund, rühre daran nicht. Siehst Du, früher da glaubte ich an mich, aber inzwischen habe ich eingesehen — daß — —“

Fouqué „Nun?“

Kleist. „Daß das Große, was ich hier drinnen trage — ich sage, daß ich dieses Große niemals rein und groß zu Tage fördern werde. Unzulänglich, stümperhaft, verpfuscht ist alles, was ich schaffe. Keines meiner Werke giebt eine Ahnung davon, wie ich es empfunden.“

Fouqué. „Mein Freund, wem von uns ginge das nicht so?“

Müller. „Der Herr Baron hat sehr recht. Jeder tiefere Geist, wir alle, leiden an solchen Anwandlungen.“

Fouqué. „Lerne nur Beschränkung, Geduld, Genügsamkeit. Suche im Kleinen das Mögliche zu leisten, dann wirst Du zufrieden sein.“

Kleist. „Ich zufrieden — nie!“

Müller. „Dann ist Ihnen eben nicht zu helfen.“

Kleist. „Von Innen drängt mich das, wofür ich keinen Namen habe — das Unendliche — die gebundene Gottheit. — Von Außen drückt mich die dumpfe Atmosphäre des Lebens und tausend reibende Fesseln. — Wer könnte das ertragen!“

Siebente Scene.

(Frau Bartels durch die Mitte)

Frau Bartels. „S'is en Herr draußen. Mappes sagt er, hieß er.“

Kleist. „Ah, dieser Menschenfreund, schon wieder-

mal! — Sagen Sie Herrn Mappes, ich hätte Besuch, und könnte ihn jetzt nicht empfangen."

Fr. Bartels. „Heute jing er nich wieder so weg — hat er jesagt."

Fouqué. „Was will der Mann von Dir?"

Kleist. „Das einzige, was er bei mir nicht finden kann: Geld."

Fr. Bartels. „Er hat och den Exekutor mit."

Müller u. Fouqué. (gleichzeitig) „Den Exekutor!"

Fr. Bartels. „Ja un von pfänden haben se was geredt. — Ick bin blos neigierig, wat die hier pfänden wern."

(Frau Bartels ab durch die Mitte.)

Fouqué. „Kleist, was ist das für ein Mann. — Was hast Du mit ihm zu schaffen?"

Kleist „Ach, weißt Du Fouqué, das ist einer der wenigen, die etwas von mir halten. Er schätzt mich hoch, dieser Mappes — zu hoch. Er hält mich für mehr wert, als ich bin."

Fouqué. „Was soll das heißen?"

Kleist. „Siehst Du, dieser Mappes kaufte meine sämmtlichen Schulden auf —"

Fouqué. „Kaufte — Deine Schulden auf?"

Kleist. „Ja, er brachte sie an sich — wohl für ein geringes. Armer Mann! Die Spekulation war falsch. Wie ich bin, kann er mich auf den Kopf stellen, nichts wird aus meinen Taschen fallen."

Achte Scene.

(Mappes und der Exekutor durch die Mitte.)

Fouqué. „Eine verbotene Physiognomie!"

Mappes. (Zum Exekutor auf Kleist weisend.) „Dieser da ist Herr von Kleist."

(Der Exekutor überreicht Kleist ein Papier.)

Fouqué. „Was ist das?“

Exekutor. „Ein Gerichtsbeschluß.“

Mappes. „Ein extrahierter Beschluß des Gerichtes — bezeugt, daß meine Forderungen sind wohlerworben — daß sie sind rechtskräftig, obsieglich eingeklagt. — Dies ist die Ausfertigung des Beschlusses, kraft deren mir zusteht Exekution in das Vermögen des Schuldners — meine Herrn.“

Kleist. „Du siehst, Fouqué, er ist angefüllt bis an den Rand mit gutem Rechte.“ —

Mappes. „Der Herr von Kleist wird es nicht kommen lassen soweit — ich weiß es. Der Herr von Kleist ist klug, er wird mich nicht treiben zum äußersten, — er ist ein Edelmann — und wird es nicht kommen lassen wollen bis zur Exekution.“

Kleist. „Wenn er mir das Geheimniß verraten kann, mein Bester, wie man aus gutem Willen gute Münze schlägt, dann ist ihm und mir zugleich geholfen.“

Mappes. „Der Herr von Kleist wollen mich halten zum Narren.“

Kleist. „Ist nicht nötig. — Wenn er hier nach Schätzen sucht, hält er sich selbst zum Narren.“

Mappes. „Gott ist mei Zeuge, daß mich der Herr getrieben hat zum äußersten.“ — (Zum Exekutor.) „Der Schuldner verweigert Zahlung — Sie haben es gehört.“

(Der Exekutor macht sich daran das Inventar des Zimmers zu mustern.)

Fouqué (zu Mappes). „Er scheint nicht zu wissen, mit wem er es hier zu thun hat.“

Mappes. „Werde ich nicht wissen, mit wem ich es habe zu thun. — Herr Heinrich von Kleist ist mein Schuldner.“

Fouqué. „Wie kommt er zu der Forderung an ihn?“

Mappes. „Wie ich komme zu Forderungen an Herrn von Kleist. Hier ist der Gerichtsbeschluß. — Wollen sich der Herr überzeugen mit eigenen Augen. Steht nicht hier, daß meine Forderung ist rechtskräftig, obsieglich eingeklagt? — Also sehen der Herr, daß meine Ansprüche sind wohlerworben, und daß ich nur mache Gebrauch von meinem guten Recht.“

Fouqué. „Gutes Recht! — Man möchte fragen wie kommt das gute Recht zu dem?“ —

Kleist. „Wie der goldene Ring zur Elster. — Laß ihn nur, Fouqué, seine Ansprüche sind besser als er. — Warum sollte nicht auch ein schmutziges Gefäß einen klaren Inhalt haben können!“

(Mappes hat sich zu dem Exekutor begeben und hilft ihm suchen.)

Fouqué. (Zu Müller) „Sollen wir das wirklich so ruhig mit ansehen?“

Müller. „Glauben Sie mir, Herr Baron, mein Vermögen gäbe ich her für Herrn von Kleist — gern gäbe ich es her, wenn ihm damit geholfen wäre. Was würde es nützen? — Wasser in ein Sieb gegossen.“

(Mappes und der Exekutor kramen in Kleists Schreibtisch.)

Exekutor. (Einen Stoß Papiere emporhebend.) „Das hier —“

Kleist. „Sind Manuskripte! Wertlos, völlig wertlos — wie ihm die deutsche Kritik erklären wird, guter Mann.“

Exekutor. (Die Hand auf einen anderen Stoß legend.) „Und das hier?“ —

Kleist. „Drucksachen. — Michael Kohlhaas — Penthesilea — Prinz von Homburg. Makulatur — alles Makulatur! — Frage er nur die deutschen Theater-Direktoren, wieviel man dafür bietet.“

Exekutor. „Also, alles wertlos. —“

Kleist. „Wertlos, alles wertlos, mein guter Mann. Schrieb mir's denn nicht neulich erst Cotta, als er mir mein „Käthchen" zurückschickte: und seht. — Cotta, der muß es doch wissen. — Also, brave Leute, Ihr seht wohl nun ein, daß bei mir nichts zu holen ist. Ihr habt mir zuviel zugetraut; dank im übrigen für die gute Meinung."

Fouqué (zu Mappes). „Was beträgt seine Forderung?"

Mappes. „Fünfzig Thaler — Zinsen und Gerichtskosten eingerechnet. Die Forderung ist wohlerworben, meine Herrn. — Soll ich nicht machen Gebrauch von einer wohlerworbenen Forderung?"

Fouqué. (Hat einen Beutel aus der Tasche gezogen, entnimmt ihm Geld.) „Hier! — Erklärt er sich damit für befriedigt?"

Mappes (zählt das Geld). „Soll das sein für mich?"

Fouqué. „Damit ist seine Forderung gegen Herrn von Kleist getilgt. Und nun pack er sich, und das auf der Stelle."

Mappes. „Der Herr sind sehr gütig. Darf ich mich anbieten —"

Fouqué. „Will er sich wohl packen!"

(Mappes und der Exekutor entfernen sich.)

Neunte Scene.

(Die Vorigen ohne Mappes und Exekutor.)

Kleist. „Fouqué, das war nicht klug gehandelt. Du kommst um Dein Geld, und ich tausche einen Gläubiger gegen einen Freund ein."

Fouqué. „Wie froh bin ich, daß ich zurecht kam, Dir diesen Dienst leisten zu können."

Kleist. „Fouqué, es war nicht weise. — Wozu sein gutes Geld in einen Bankerott werfen."

Fouqué. „Wie meinst Du das?“

Kleist. „Ich bin bankerott — und nicht blos am Vermögen.“

Fouqué. „Kleist, laß solche Reden, wenn Du mich nicht ernstlich böse machen willst.“

Kleist. „Nein, lieber Fouqué, das möchte ich bei Leibe nicht. Ich weiß es, Du meinst es wirklich gut mit mir.“

Müller. „Herr von Kleist — Sie haben noch Freunde. — Wenn Sie das nur glauben wollten.“

Kleist „Nun denn, Ihr Beide, die Ihr Euch meine Freunde nennt, eine Frage — Hand auf's Herz: Glaubt Ihr denn wirklich, mir sei noch zu helfen.“

gleichzeitig { **Müller:** „Aber gewiß!“ **Fouqué:** „Sicherlich! — Dir ist zu helfen, lieber Kleist.“

Kleist „So sagt mir, bitte, wie? — Als Arzt will ich mich selbst nicht mehr zum Patienten haben, und als Patient habe ich das Vertrauen zu mir dem Arzte verloren.

Müller. „Man muß sich nur mit dem Leben einrichten. Sie sollten sich etwas mehr Leichtsinn anschaffen, Herr von Kleist. Sie nehmen alles zu ernst, zu schwer. — Das Leben bietet so viel Schönes.“

Kleist. „Ja, wenn man frivoler wäre — oder — sich nicht mit diesem Ballast eines Gewissens herumschleppte.“ —

Fouqué. „Das brauchst Du Dir nicht zu wünschen, Kleist.“

Müller. (halblaut zu Fouqué) „Nein, lassen Sie nur!“ — (zu Kleist) „Ihre Lage ist nicht so verzweifelt, wie Sie es sich vorstellen, Herr von Kleist. Sie sehen alles zu schwarz. Ich kenne verschiedene Personen, die Interesse an Ihnen nehmen, die gern etwas für Sie thun würden. — Warum haben Sie sich in letzter Zeit so ganz zurückgezogen von aller Geselligkeit?“

Kleist. „Mich erschreckt der Anblick menschlicher Larven. — In Gesellschaft ist mir stets, als sei ich in einen Raubthierkäfig geraten."

Müller. „Das ist Unrecht! — Sie sollten sich nicht so zurückziehen, sollten die Leute gewinnen, statt sie vor den Kopf zu stoßen. Vor allem sollten Sie Konnexionen suchen. — Der Herr Baron ist darin ganz meiner Ansicht."

Fouqué. Du ziehst die Menschenscheu künstlich in Dir groß."

Müller. „Seien Sie doch einmal Mensch unter Menschen."

Kleist. „Also Thier unter Thieren. — Übrigens der Vorschlag hat etwas für sich. Es giebt keine größere Wollust als die Menschenverachtung. Und wo immer diese Rasse sich zeigt, sorgt sie dafür, daß man sie verachten muß."

Fouqué. „Das ist falsch. Die meisten von uns sind beklagenswert, manche lächerlich, aber schlecht — die wenigsten."

Müller. „Mir aus der Seele gesprochen. — Herr von Kleist, nur noch ein Paar Worte, denn meine Zeit drängt. — Ich dachte vorhin an einen meiner Bekannten — meiner Freunde, darf ich wohl sagen. Er ist Ihnen selbst übrigens nicht unbekannt. Sie sind doch im Hause des Herrn Paltzow gewesen, wenn ich mich recht entsinne."

Kleist. „Paltzow! — Meinen Sie den alten Geldprotz?"

Müller. „Sehen Sie, daß Sie die Menschen ungerecht beurtheilen. — Nein! Der Herr ist zwar ein wenig lächerlich — das muß ich ja zugeben — aber, er ist ein ehrbarer Mann. Er gefällt sich in der Rolle eines Mäcen."

Kleist. „Weshalb erzählen Sie mir das?"

Müller. „Nun, ich meine nur, das ist so einer, den Sie sich warm halten sollten. Ja! Er hat auch

neulich — ich glaube, es war erſt geſtern, nach Ihnen gefragt, warum Sie ſein Haus garnicht mehr beehrten."

Kleiſt. „Weil mir's dort zu ſehr nach Parvenu riecht" —

Müller. Er wird nächſtens ein Feſt geben, zu dem die beſten Köpfe Berlins geladen ſind. — Da ſollten Sie nicht fehlen."

Kleiſt. „Fouqué, was ſagſt Du dazu? Du biſt Edelmann, haſt den Stolz im Blute, den meine Ahnen auch mir vermacht. — Soll ich mich ſoweit erniedrigen, Fouqué, ſchwanzwedelnd um die Gunſt des reichen Plebejers zu buhlen."

Fouqué. „Kleiſt, wie Du alles übertreibſt." (Zu Müller, der nach Hut und Stock greift.) „Wo wollen Sie ſchon hin?"

Müller. „Ich thue wohl beſſer, zu gehn. Ich dränge mich niemandem mit gutem Rate auf — nein, gewiß nicht."

Fouqué. „Laſſen Sie nur!" (auf Kleiſt deutend, der auf- und abgeht.) „Sehen Sie, es arbeitet ſchon in ihm." (Zu Kleiſt). „Kleiſt, Du vergiebſt Dir nichts, wenn Du Dich aus dieſer elenden Lage herauszureißen ſuchſt."

Kleiſt (ſtehen bleibend) „Iſt man nicht ein wankelmütiger Schwächling? Ich glaube wahrhaftig, mein Wille ringt ſchon mit der Verſuchung, die Ihr emporgezaubert habt."

Müller. „Ich kann Sie alſo meinem Freunde Paltzow anmelden?"

Kleiſt. „Meinetwegen, melden Sie mich an."

Müller. „Sie werden mir noch Dank wiſſen, Herr von Kleiſt."

Kleiſt. „Adjeu, Vornehmheit — adjeu Stolz! Stolz ſein dürfen, iſt auch ein Luxus. Und was braucht ein Bettler Luxus? — — Ich will's einmal verſuchen, gewöhnlich zu ſein." —

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Wohnzimmer im Hause des Rentiers Paltzow. Reich, im Geschmacke der Zeit, aber ohne Einheitlichkeit möbliert. An den Wänden hängen Bilder. In einer Ecke der Kopf der Antinoosbüste. Rechts ein Sofa, links ein Tisch mit Stühlen.

Erste Scene.

(Beim Aufgehen des Vorhanges sind Paltzow, Adam Müller und Fräulein von Dechtel im Gespräche.)

Paltzow. „Und dieser Herr von Kleist hat also wirklich jarnischt?"

Müller. „Er ist arm wie eine Kirchenmaus."

Paltzow. „Und den schlagen Se mir zum Schwiegersohne vor. — Ne, Müller, wissen Se, en Geizkragen bin ich ja am Ende och nich — aber wenn Se jarnischt sagen — das is nu doch zu wenig."

Müller. „Er ist von edler Herkunft und ein bekannter, ich darf wohl sagen — berühmter Mann."

Paltzow. „Jarnischt hat er, und da soll er och noch berühmt sein?"

Müller. „Leider kann ich an der Thatsache nichts ändern, daß Herr von Kleist unbemittelt ist, aber ich sollte denken, daß könnte hier nicht so sehr ins Gewicht fallen — da Ihre Wohlhabenheit, Herr Paltzow, wie jedermann weiß —"

Paltzow (geschmeichelt.) „Nun ja doch — wenn ich

och am Ende nich grade uf de Groschens zu sehen brauche — aber — hübscher wär's doch, wenn er och was hätte."

Fräulein von Dechtel. „Die Kleists sind eine sehr, sehr alte Familie."

Paltzow. „Zum Tenfel och! ich sehe jarnich ein, warum ene alte Familie durchaus arm sein muß."

Frl. von Dechtel. „Und bei Hofe sind die Kleists sehr sehr gut angeschrieben. Auch Herr Heinrich von Kleist geht zu Hof — nichtwahr, Monsieur Müller?"

Müller. „Allerdings, mein gnädiges Fräulein, zu Hofe geht er."

Frl. v. Dechtel. „Denken Sie nur, was das für Ihre Mademoiselle Tochter für eine — wie soll ich doch gleich sagen — für eine distinction sein würde — an den Hof!"

Paltzow. „Na, das wäre nu am Ende och nich so schlimm."

Frl. v. Dechtel. „Aber, Monsieur!"

Paltzow. „Wissen Se, ich habe mir mei Geld selbst verdient — ich janz alleene, mit diese meine Hände. — Man sieht's en och noch an — was?"

(Hält ihr seine Hände vor die Augen.)

Frl. v. Dechtel. „Ah, fi donc!"

Paltzow (lacht) „Sehen Se, Müller, als ich anfing, da hatte ich nich mal soviel, als — na, als mich jetzt der Marmorkopp dort in die Ecke kostet. Na, und nanu! — Heutzutage halte ich mir Wagen und Pferde — und meine Tochter, die lernt Musik, und diese noble Dame hier is blos dazu da, ihr Gesellschaft zu leisten — ja —" (Er holt eine silberne Dose hervor und schnupft.)

Frl. v. Dechtel. „O, qu'il est maladroit."

Müller. „Und Sie sind in der That ein Vorbild, Herr Paltzow, nicht nur, wie man Reichtum er-

wirbt, sondern auch, wie man ihn in edler und schöner Weise anwendet."

Frl. v. Dechtel. „Sehr, sehr wahr!"

Paltzow (schmunzelnd.) „Na, ja doch! Im allgemeinen will ich das zugeben. Wenn so'n armer Deibel zu mir kommt — Gott, man weiß och noch, wie eenem zu Mute war — na ja! — ja!" — (er wischt sich den Tabak mit einem bunten Tuche ab.)

Müller. „Und mein Freund Kleist sollte der erste sein, den Sie mit leeren Händen von sich weisen, Herr Paltzow."

Paltzow. (lacht breit) „Mit leeren Händen, meinen Se!" (Plötzlich ernst.) „Aber — das heißt das ist denn doch was anderes, sollte ich denken. — Meine Tochter — das einzige Kind — die einmal alles erbt — die — ne, die jiebt man nich so weg wie 'nen Doppelthaler. Das müssen Se doch selbst sagen." —

Müller. „Gewiß! Ich weiß Ihre Gefühle in dieser Beziehung vollständig zu würdigen, Herr Paltzow. — Ich meine nur, man sollte dem jungen Mädchen nicht die Gelegenheit nehmen —"

Paltzow. „Ne, de Gelegenheit — de Gelegenheit — die soll se haben — ganz bestimmt. — Aber ich sage eins: er kriegt se nur, wenn Sie en mag — sonst nich. — Und wenn er der Prinz von Marokko in eigener Person wäre — wenn Sie en nich will, kriegt er se nich. — Und nu Jott befohlen! — Wenn Se mir brauchen, lassen Se mir rufen". (ab nach rechts.)

Zweite Scene.

(Adam Müller und Frl. v. Dechtel.)

Müller. (ihm nach) „Ein Original!"

Frl. v. Dechtel. „Ah cet homme va me tuer. — Sie werden begreifen, Monsieur Müller, was meine

Gefühle täglich im Umgange mit einem solchen Menschen zu erdulden haben."

Müller. „Wo ist denn aber Fräulein Marianne?"

Frl. v. Dechtel. „Mademoiselle Paltzow wird sogleich erscheinen. Täusche ich mich nicht, so höre ich sie da drinnen." (rufend.) „Ma chère! — entendez vous, ma chère?"

Dritte Scene.

(Marianne von links, sie steckt den Kopf zur Thür hinein.

Marianne. „Hier, hier! — Was giebts? — Kommt er?"

Frl. v. Dechtel „Ne voyez vous pas le monsieur que voilà"

Marianne. „Ach so!"

Frl. v. Dechtel. (zu Müller) „Entschuldigen Sie ihre maladresse, Monsieur — sie ist noch nicht lange in meinen Händen."

Marianne. „Nun, was giebt's denn eigentlich?"

Frl. v. Dechtel. „Mais — Sie sehen doch, Mademoiselle — Monsieur Müller ist hier."

Marianne. „Ach, das wußte ich schon; ich habe ihn ja sprechen hören."

Müller. „Welche Ehre für mich, daß das Fräulein meine Stimme wiedererkannten."

Marianne. „Kann ich wieder gehn?"

Müller. „Was hat das Fräulein denn vor, daß Sie uns Ihre Anwesenheit garnicht ein wenig gönnen will?"

Marianne. (schnippisch) „Ich lese."

Müller. „Und was, wenn man fragen darf?"

Marianne. „Das Käthchen von Heilbronn."

Frl. v. Dechtel. (Halblaut zu Müller) „Ich habe es ihr gegeben."

Müller. „Recht so! — Übrigens wird es das Fräulein wohl intereſſieren, zu vernehmen, daß der Dichter dieſes Dramas wahrſcheinlich noch in dieſer Stunde hierher kommen wird." —

Marianne. „Herr von Kleiſt?"

Müller. „Er will ſich die Ehre geben, ſeine Aufwartung zu machen."

Marianne. „O — ich kenne ihn ſchon."

Müller. „Jawohl! — Auch er hat mir neulich von dem Fräulein geſprochen."

Marianne. „Früher — da hat er mich nie angeſehen — ich fand das ſehr unhöflich."

Müller. „Ach, Fräulein, mit Dichtern muß man es nicht ſo genau nehmen. — Er kann ſehr liebenswürdig ſein — gegen Damen."

Marianne. „Ein intereſſanter Mann iſt er — das iſt gewiß."

Müller. „Sehen Sie einmal an — intereſſant findet ſie ihn."

Marianne. (den Kopf zurückwerfend) „Ja das finde ich."

Frl. v. Dechtel. (Halblaut zu Müller) „Ich habe ſie ſchon ein wenig vorbereitet." (zu Marianne) „Mademoiſelle, es wäre an der Zeit, ſich zurecht zu machen. — Ihre Friſur — Ihr Kleid." —

Marianne. „Ja, — ich will gleich —" (läuft zum Spiegel und betrachtet ſich.)

Frl. v. Dechtel. „Voyez donc — cet enfant!" —

Müller. „So iſt's im beſten Gange."

Vierte Scene.

(Ein Diener durch die Mitte, gleich darauf Kleist.)

Diener. „Der Herr von Kleist!“

Frl. v. Dechtel. „Wir lassen um die Ehre bitten.“ (Diener ab!) „Nun — ist sie noch nicht fertig, Mademoiselle?“

(Kleist durch die Mitte.)

Müller. (zu Frl. v. Dechtel) „Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen Herrn Heinrich von Kleist vorstelle.“

Frl. v. Dechtel. (Mit geziertem Kompliment) „O, nicht von nöten! — Der Name des Monsieur Henri de Kleist ist in jedermanns Munde.“

Kleist. „Um so schlimmer für meinen Namen.“

Müller. „Fräulein Paltzow kennen Sie schon.“ (Kleist verneigt sich flüchtig gegen Marianne.)

Frl. v. Dechtel. (Ist zu Marianne getreten, welche Kleist sprachlos anstarrt.) „Mademoiselle — wo bleibt Ihre éducation — man verneigt sich.“ (Sie macht sich an Mariannens Toilette zu schaffen.)

Kleist. (mit Müller im Vordergrunde) „Wer ist diese zudringliche Alte?“

Müller. „Die Erzieherin des Fräuleins. Ein hübsches Mädchen, diese kleine Paltzow — das muß man sagen — und sie ist auch nicht ohne Geist — sie interessiert sich für die schöne Litteratur —“

Frl. v. Dechtel. (nähert sich, Marianne an der Hand führend, den Beiden.) „Monsieur de Kleist“ (Marianne macht eine linkische Verbeugung.) „Die junge Dame interessiert sich aufs lebhafteste für Ihre Dichtungen. Sie ist ganz scharmiert, den großen Dichter hier zu sehen, und wünscht nichts sehnlicher, als, sich mit ihm über seine Werke zu unterhalten, die sie mit Entzücken ge-

leſen hat. — Meſſieurs! —“ (Sie weiſt auf das Emplacement links, ſie ſelbſt und Müller nehmen auf dem Sofa rechts Platz.) „Er iſt ein wenig ſteif, der Herr von Kleiſt. Ich hätte mehr savoir vivre von einem Kavalier erwartet — muß ich ſagen.“

Müller. „Es iſt wohl nur der Anfang.“ — (Unterhalten ſich weiter.)

(Marianne und Kleiſt haben einander ſtumm gegenüber geſeſſen. Marianne betrachtet ihn von der Seite. Kleiſt nachläſſig, verächtlich.)

Kleiſt. „Nun alſo — ja — was ich ſagen wollte — das Wetter iſt ſchön heute — nichtwahr?“

Marianne. (ſchnell) „Ja, es iſt ſehr ſchönes Wetter.“

Kleiſt. „Hm — das heißt — mir fällt ein, es regnete in Strömen, während ich hierher kam. — Ich dächte, es wäre ſchlechtes Wetter — nicht?“

Marianne. „Ja, eigentlich iſt auch ſchlechtes Wetter.“

Kleiſt. „Ja — das Wetter iſt veränderlich und — wir Menſchen — wir ſind Wetterfahnen.“

Frl. v. Dechtel. (zu den Beiden herüber.) „Ah, cher monsieur de Kleiſt — ich vernehme ſoeben, daß die hochſeelige Königin Luiſe geruht hat, höchſteigenhändig ein Gedicht von Ihm entgegenzunehmen. — Erzählen Sie uns das — wir müſſen das aus Ihrem eigenen Munde hören.“

Kleiſt. „Wie — das ſoll ich erzählen?“

Marianne. „Ach ja, Herr von Kleiſt, erzählen Sie uns das!“

Frl. v. Dechtel. „Von einer ſo außergewöhnlichen Ehre müßte man, dächte ich, gern erzählen.“

Kleiſt. „Gern! — o nein! — Es wird mir ſogar ſchwer, gerade davon zu erzählen.“

Müller. „Nun, Sie ſind doch ſonſt beredt genug — Ich bitte Sie!“

Kleist. „Ach, unser Herz ist stumm, nur der Kopf hat eine geschwätzige Zunge."

Frl. v. Dechtel. „Aber, wer läßt sich denn von Damen bitten?"

Kleist. „Sei es! — Es war im vorigen Jahre, wir feierten den Geburtstag der Königin — wer ahnte damals, daß es ihr letzter sein sollte. — Die Königin — — doch wer beschreibt sie —"

Frl. v. Dechtel. „O, wir haben die Ehre gehabt, Ihre Majestät gesehn zu haben — aber bitte, Monsieur — wir sind ganz Ohr."

Kleist. „Ich hatte einige Verse geschrieben —"

Frl. v. Dechtel. „Gewiß sehr sehr schöne Verse."

Kleist. „Nicht besser und nicht schlechter, als eben meine Verse zu sein pflegen — die überreichte ich —"

Frl. v. Dechtel. „Vor versammeltem Hofstaate."

Kleist. „Die Königin las —" (stockt.)

Müller. „Nun, weiter!"

Kleist. „Die Königin —"

Frl. v. Dechtel „Las und — was denn?"

Kleist. „Und weinte!"

Marianne. „Ach, das muß sehr rührend gewesen sein."

Kleist (aufspringend.) „In der That, das war es!"

Frl. v. Dechtel. Mais — was giebt es denn?"

Müller. (halblaut) „Weshalb erregen Sie sich denn so? Sie ist noch halbes Kind. Ein wenig vorlaut, wie eben Mädchen in dem Alter sind, aber völlig harmlos. Ihre Naivetät ist ja entzückend — so echt weiblich."

Kleist. „Ah, diese echte Weiblichkeit! Alles, was je den Mann verführte, trug diese Maske."

Frl. v. Dechtel. „Ja, die hochseelige Königin Luise war doch eine seltene Frau."

Kleist. „Sehr richtig bemerkt! Eine seltene Frau. — Eine echte Frau und darum eine Seltenheit unter den Frauen."

Frl. v. Dechtel. (zu Müller) „Ihr Freund iſt ſonderbar.“

Müller. „Das hat ſchon mancher gefunden.“ (Müller und Frl. v. Dechtel ſetzen ſich wieder rechts.)

Marianne. (zu Kleiſt.) „Ich leſe jetzt das Käthchen von Heilbronn.“

Kleiſt. „So! — hm! — Das Käthchen von Heilbronn. — Ein artiges Stück — was? Ein ganz paſſables Stück, wie die Kritiker ſagen.“

Marianne. „Es gefällt mir ſo ſehr.“

Kleiſt. „Freut mich zu hören. — Sagen Sie übrigens — es wäre doch intereſſant zu erfahren, warum Sie ſich einbilden, dies Stück gefalle Ihnen.“

Marianne. „Warum es mir gefällt?“

Kleiſt. „Ja, ſagen Sie mir das.“

Marianne. „Weil — weil es ſo wahr iſt.“

Kleiſt. (ſtutzt.) „Weil es ſo wahr iſt. — Eine ſonderbare Antwort! — Es iſt ein Märchen. Freilich Märchen können tiefe Wahrheiten enthalten. Meinen Sie damit, ein Mädchen würde in Wirklichkeit ſo handeln, wie Käthchen thut?“

Marianne. „O gewiß! — Das glaube ich beſtimmt, könnte ein Mädchen alles thun.“

Kleiſt. „Sonderbar! Wie ſind Sie darauf nur gekommen. Woher, ſagen Sie mir, wollen Sie das wiſſen?“

Marianne. „Ich fühle es.“

Kleiſt. „Sie fühlen es?“

Marianne. „So oft ich's leſe.“

Kleiſt. „So oft Sie 's leſen. — Laſen Sie es mehrmals?“

Marianne. (mit Affekt.) „O; immer und immer wieder!“

Kleiſt. „Wahrhaftig! — Das iſt ſeltſam.“ (für ſich, nachſinnend) „Stets glaubte ich an eine Liebe des Weibes, die jede Schranke überwinden könne. — — Nun, hier —“ (zu Marianne gewendet.) „Noch eine Frage:

Wenn Käthchens Thun Ihnen wahrſcheinlich dünkt, meinen Sie, daß Sie ſelbſt wohl auch ſo handeln könnten?“

Marianne. „Wie — Käthchen?“

Kleiſt. „Nun, ja doch — mich intereſſiert es nun einmal, das zu wiſſen.“

Marianne. „Ich!“ — (Sieht ihn betroffen an und ſenkt die Augen.)

Müller. (aufſtehend) „Da drüben ſcheint man ja im beſten Fahrwaſſer. — Jetzt wäre es Zeit, ſie allein zu laſſen.“

Frl. v. Dechtel. „Ach, Monſieur Müller, wie ſcharmant es ſich mit Ihnen parliert.“

(Müller flüſtert ihr etwas zu, ſie ſchlägt ihn mit dem Fächer, dann beide ab nach rechts.)

Fünfte Scene.

(Kleiſt und Marianne allein.)

Kleiſt. „Ich habe Sie nicht kränken wollen mit meiner Frage — bei Gott nicht!“ (Er bemerkt, daß die Beiden fort ſind) „Wie! — allein gelaſſen — zum Tete-a-Tete — hm“ (Marianne ſcharf fixierend) „Mein Fräulein, dieſer Adam Müller iſt wohl öfter hier im Hauſe?“

Marianne. „Er iſt einige Male hier geweſen.“

Kleiſt. „Beſonders in der letzten Zeit — wie?“

Marianne. „Jawohl!“

Kleiſt. „Aus Freundſchaft zu Ihrem Vater — wohl?“

Marianne. „Ich — weiß es wirklich nicht.“

Kleiſt. (Geht auf und ab, und bleibt plötzlich dicht vor Marianne ſtehen.) „Hat er etwas geſagt — ich meine — hat er etwas merken laſſen? — Bitte, beantworten

Sie dieſe Frage. — Hat er Ihnen angedeutet — auch nur leiſe angedeutet — daß ich hierher kommen würde?"

Marianne. „Ich habe nichts gemerkt."

Kleiſt. „Wahr und wahrhaftig nicht?"

Marianne. „Was?"

Kleiſt. „Sehen Sie mich an!"

(Marianne blickt ihn tief errötend an.)

Kleiſt. „O, Ihre Augen ſind ſchön." (Sie ſenkt den Blick) „Hm — wie heißen Sie eigentlich — mit Vornamen, meine ich."

Marianne. „Ich heiße Marianne."

Kleiſt. „Marianne."

Marianne. „Ja."

Kleiſt. „Marianne, ſagen Sie — Sie ſehen doch, daß jene gegangen ſind. — Fürchten Sie ſich nicht vor mir?"

Marianne. „Fürchten?" —

Kleiſt. „Ich bin ein Mann."

Marianne. „Vor Ihnen! — —" (ihn voll anblickend) „Im Leben nicht."

Kleiſt. „Ah! — Und warum nicht vor mir?"

(Marianne lacht halb verlegen, halb ſchelmiſch.)

Kleiſt. „Nun?"

Marianne. „Ach — ich weiß es nicht ſo recht."

Kleiſt. „Mir liegt daran, den Grund zu erfahren."

Marianne. „Ich glaube —" (ſtockt.)

Kleiſt. „Sie glauben — nun?"

Marianne. (ſchnell). „Ich glaube, Sie ſind gut."

Kleiſt. „Ich gut! — Wie wollten Sie das wiſſen?"

Marianne. „Ach, das fühlt man."

Kleiſt. (Thut ein paar Schritte von Marianne weg, in Nachſinnen.) „Sonderbar! Sie iſt ganz anders, als ich dachte. Ich that ihr großes Unrecht." (Blickt ſich nach Marianne um und trifft ihren Blick) „Ah — hm — wo

ist doch dieser Müller hin — ich will hier nicht allein sein." — (Sieht sich um) „Schöne Gemälde sind hier." (Er tritt näher an eins der Bilder heran) „Wohl ein französischer Meister? — Richtig! l'amour champêtre. Gefällt Ihnen dieses Bild, mein Fräulein?"

Marianne „Das dort? O nein! Das schon garnicht."

Kleist. „Nun, es ist doch nicht so übel. Sehen Sie den zierlichen Schäfer, wie wohl ihm das blaue Gewand zu den zarten Gesichtsfarben steht. Und die Dame, wie graciös die Bewegung dieser kleinen Hand, mit der sie die Rose entgegennimmt. Und dort die Lämmer. — Welch feiner Gedanke — Lämmer und ein Liebespaar — das Lamm ein Symbol der Unschuld. — Was könnten Sie an dem Bilde auszusetzen haben?"

Marianne. „Ach, es ist so lächerlich."

Kleist. „Lächerlich?"

Marianne. „Ja, so — unwahr."

Kleist. „Sie haben wieder Recht. Unwahr, weil Liebe anders spricht und blickt, geziert — und darum lächerlich. — Wer hat Sie fühlen gelehrt? — Wo wurden Sie erzogen?"

Marianne. „Ich war im Pensionat in Dresden. Aber seit einem Jahre schon bin ich wieder beim Vater."

Kleist. „Und Ihre Mutter ist tot?"

Marianne. „Ja, die ist tot."

Kleist. „Ist tot!" —

Marianne. „Dort hängt ihr Bild."

Kleist. (das Bild betrachtend) „Schöne Augen — die gleichen den Ihren. Aber den Zug von Schelmerei da um den Mund, den haben Sie nicht von ihr. Ich lese etwas wie Melancholie in diesen Zügen. — Keine Alltagserscheinung diese Frau — und — sie ist tot!" —

Marianne. „Schon lange, lange. „Ich sah sie niemals — die arme gute Mutter."

Kleist. „Die arme gute! — Warum sagen Sie das? — Wohl eine Wendung, die sie öfters gehört und nun nachsprechen. — Die arme gute!“ — — (brütend) „Ja — es ist doch so! Viel viel näher stehen uns die Toten als die Lebenden. — Sterben muß man, um Liebe zu gewinnen. — Wie möchte es wohl sein, wäre diese Frau am Leben? Mehr Kränkungen würde sie erleben, als Minuten. Nun — wo sie nicht mehr ist — liebt man sie — denkt ihrer in frommer Rührung — sie ist die arme gute. — Ah, wir sind doch Bestien — alle — alle sind nur sentimentale Bestien.“

Marianne. (die ihn erstaunt betrachtet hat) „Aber —“

Kleist. „Wundern Sie sich nur nicht. Mich stimmen Dinge traurig, über die andere lachen. Wo für den Alltagsmenschen nichts ist, da sehe ich Welten. Für mich giebts keinen leeren Raum — alles ist mir bevölkert. — Jeder Blick ist mir ein Wort — jedes Wort eine Person — und jede Person wieder ein Gedanke. Ich bin umgeben von Geisterschwärmen — sie reden auf mich ein — hämmern gegen meine Stirn — saugen an meinem Hirne. — Und das Schlimmste — In meiner Brust der ekle Knäuel — Dies Gewürm häßlicher Wünsche — Pfui! — — Das macht mich — ah!“ — (Pause. Er kommt zu sich) „Lächerlich! Wozu habe ich Ihnen das erzählt? — Wie sollten Sie das verstehen?“

Marianne. „Doch! — O, ganz gewiß!“ —

Kleist. „Sie meinen, Sie hätten mich verstanden — Kann ich's doch selbst nicht einmal. — Nun — und was denken Sie also von mir?“

Marianne. (nach kurzem Zaudern) „Sie, — thun mir so — leid.“

Kleist. „Das — das ist wirklich mehr, als ich erwarten konnte. — Mitgefühl! — Wie lange habe ich davon nichts erfahren. — Sehen Sie, die Menschen haben mich gehetzt wie ein Tier — aus Mordlust —

oder nur so zum Zeitvertreib, weil ich — wohl anders gefiedert bin als die übrige Kreatur. — Wo immer ich war, hörte ich das Kläffen der Meute hinter mir. — Machte ich Halt, zum Rasten, so sah ich glühende Augen — gefletschte Zähne. — So haben sie ihrer Jagdlust gefrönt, bis ich nun bald zur Strecke bin — ich habe keinen Atem mehr — keine Lust mehr am Leben — keine!" — (Er verbirgt sein Angesicht in den Händen.)

Marianne. (ängstlich) „Ach — Herr von Kleist!" —

Kleist (aufsehend) „Was wollen Sie? — Richtig! — Sie haben Mitleid mit mir. — Wenigstens sagten Sie so etwas ähnliches vorhin."

Marianne. „Ja — wirklich!"

Kleist. „Wunderbarer Gedanke — daß jemand anderer Leiden mitfühlen kann. — Wäre es nicht am Ende nur Mitleid mit sich selbst, das man empfindet, dieweil man sich in des Anderen Lage versetzt? — Ich muß mir das ein andermal genauer überlegen. — Mitgefühl! — Der Gedanke könnte das Leben aufhellen. — Sagen Sie — Sie hängen wohl sehr am Leben — Marianne?" —

Marianne. „Das — verstehe ich — nicht ganz."

Kleist. „Nun denn — ich frage Sie — ob Sie das Leben lieb haben?"

Marianne. (lachend) „Aber natürlich!"

Kleist. „Fräulein, mir erscheint das nicht so natürlich. Es müßte denn sein, daß man das Leben schön fände."

Marianne. „Aber — das Leben ist doch schön."

Kleist. „Sie möchten also nicht sterben?"

Marianne. „Ach nein doch! — Ich möchte recht alt werden. — Sie doch gewiß auch — nicht?"

Kleist. „Ich? — Ich alt! — Wie kommen Sie auf den Gedanken?"

Marianne. „Ich meinte nur —"

Kleist. „Glauben Sie etwa, daß ich den Tod fürchte?“

Marianne. „Nein, ich dachte nur — Jeder Mensch liebt doch sein Leben, dachte ich.“

Kleist. „Sie haben Recht! Jeder Mensch liebt sein Leben. — Nur zu wahr!“

Marianne. „Am besten, man denkt garnicht ans Sterben. Es kommt ganz von selbst. Und wenn's da ist —“

Kleist. „Fahren Sie nur fort.“

Marianne. „Nun, dann ist's eben nicht zu ändern — So denke ich.“

Kleist. „Welch ein Seelenzustand!“ (Er thut einige Schritte von ihr fort.) „Ein Geschöpf voll Lebenslust und Zufriedenheit — ganz Frische — Gesundheit — Natur! — Wäre das die Lösung des Lebensrätsels? — Harmlos genießen — sich ihrer freuen — an ihrer Seite — durch sie beglückt. Wie lange habe ich gesucht, und hier — nun ist es da — so einfach und herzerquickend.“ (er nähert sich ihr wieder) „Marianne — hm — Sie sagten so etwas von Mitleid vorhin. — Mitleid sollte man eigentlich mit jedem Menschen haben, denn — wir sind alle Leidensgefährten — aber — wenn es etwas giebt, dies Leid erträglich zu machen — sie verstehen — so ist es — ah — verstehen Sie mich wohl?“ (Sie blickt auf, um die Augen sofort wieder zu senken.) „Marianne, sagen Sie — Marianne — jetzt ahnen Sie — nichtwahr?“

Marianne. (leise) „Ja!“

Kleist. „Marianne!“ (Er ergreift ihre Hand, sie erbebt.) „Ich bin ein Bettler — nichts ist mein — ich habe weniger als nichts — noch schlimmer, ich bin ein elender kranker, besessener Mensch.“ (Er kniet vor ihr nieder.) „Gieb Du mir Frieden — ich muß Frieden haben. Ich sehne mich ja so nach Glück. — Ich bin ein Mensch — der Trieb zum Leben und Genießen rollt mir durch die Adern mit dem Blute — mein

Leben ist mir lieb — und — ich fürchte mich vor dem Tode. — Nichtwahr, das ist nicht wunderbar — du, wunderst dich darüber nicht, daß ich mich vor dem Tode fürchte? Du nicht. — Ah, Du bist mein guter Genius!" (Er streichelt ihre Hände) „Du wirst mich mit dem Leben versöhnen — Du! — Pflege meine wunde Seele mit diesen kleinen weichen Händen — laß mich gesunden an deinem unschuldigen Busen — Du bist ja gesund — gut — und glücklich. — Flöße mir von deinem frischen Lebensmute ein — laß mich recht oft Dein übermütiges Lachen hören — hörst Du! — Dann werde ich mit Dir lachen. — Laß mich ein kleines Kind sein in Deinem Schooße. — Wehre den Wahnsinn von mir ab — o — lege mir diese süßen Händchen auf die Stirn — so — und sage: ich liebe Dich! — O, sprich mir's nach: ich liebe Dich!"

Marianne. „Ich — liebe — Dich."

Kleist. (aufspringend) „Dank! — dies Wort enthält einen Zauber. Nun ist alles gut. Ich fürchte mich nicht mehr. Die Krankheit ist gewichen. — Und Du — mein Kind — bist Du glücklich? — Sprich!"

Marianne. (Sich an ihn schmiegend, innig.) „Ja!"

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Gesellschaftszimmer im Hause des Rentiers Paltzow. Das Zimmer ist durch eine in der Mitte der Hinterwand befindliche Portiere vom Nebenraume getrennt.

Erste Scene.

Eine zahlreiche Gesellschaft ist versammelt. Kleist im Vordergrunde links, dem Zuschauerraume halb den Rücken zukehrend, liest aufrecht stehend vor. Er ist im Hofkleide. Die Gesellschaft im Halbkreise vor ihm, die Damen sitzend, die Herren stehend. Auf dem rechten Flügel nicht weit von Kleist: Marianne, neben ihr Frl. v. Dechtel, hinter beiden Adam Müller. Rechts von der Hausherr im blauen Rock mit blanken Knöpfen, behäbig schmunzelnd. Etwas abseits Henriette Vogel, ernst, in sich versunken, Vogel hinter ihrem Stuhle. Eine Gruppe für sich bilden: Katz, Pieper und Leske.

Kleist. (liest während der Vorhang aufgeht.) „Käthchen! schläfst Du?
Nein, mein verehrter Herr.
Und doch hast Du die Augenlider zu.
Die Augenlider?
Ja, und fest dünkt mich.
Ach geh'!
Was! nicht? Du hätt'st die Augen auf?
Groß auf, so weit ich kann, mein bester Herr;
Ich seh Dich ja, wie Du zu Pferde sitzest.
So! — auf dem Fuchs — nicht?
Nicht doch! Auf dem Schimmel.

Wo bist Du denn mein Herzchen? Sag' mir an.
Auf einer schönen grünen Wiese bin ich,
Wo alles bunt und voller Blumen ist.
Ach, die Vergißmeinnicht! Ach die Kamillen!
Und hier die Veilchen; schau! ein ganzer Busch.
Ich will vom Pferde niedersteigen, Käthchen,
Und mich in's Gras ein wenig zu Dir setzen.
Soll ich?
Das thu' mein hoher Herr.
He Gottschalk! —
Wo laß ich doch das Pferd. Gottschalk wo bist Du?
Je, laß es stehn. Die Liese läuft nicht weg.
Meinst Du? Nun denn so sei's
Mein liebes Käthchen.
Mein hoher Herr!
Du bist mir wohl recht gut?
Gewiß! von Herzen.
Aber ich — was meinst Du?
Ich nicht.
O Schelm!
Was Schelm! Ich hoff' —?
O geh', verliebt ja wie ein Käfer bist Du mir."

(Unruhe unter den Zuhörern und unterdrücktes Lachen.)

Frl. v. Dechtel. (sich zu Müller umwendend) „Cela c'est un peu fort."

Kleist. (ohne sich zu unterbrechen)
„Ein Käfer! Was! ich glaub' Du bist." —
Was sagst Du?
Ihr Glaub' ist wie ein Turm so fest gegründet!
Sei's! ich ergebe mich darin. — Doch Käthchen,
Wenn's ist, wie Du mir sagst —
Nun? Was beliebt?
Was, sprich, was soll daraus werden?
Was draus soll werden?
Ja! hast Du's schon bedacht?

Je, nun.
Was heißt das?
Zu Ostern, über's Jahr, wirst Du mich heuern."
(Bewegung unter den Zuhörern.)

Katz. (zu Pieper.) „Wie finden Sie das?
Pieper. (ihm ins Ohr) „Vulgär!"
Kleist. (ohne sich zu unterbrechen)
„So! heuern! In der That! Das wußt' ich nicht!
Kathrinchen schau! — wer hat Dir das gesagt?
Das hat die Marianne mir gesagt.
So! die Marianne! Ei! — wer ist denn das?
Das ist die Magd, die sonst das Haus uns fegte."
Katz. „Sie haben Recht — sehr vulgär!
Kleist. (ohne sich zu unterbrechen)
„Und die, die wußt' es wiederum — von wem?
Die sah's im Blei, das sie geheimnisvoll
In der Sylvesternacht mir zugegossen.
Was Du mir sagst! da prophezeite sie? —
Ein großer, schöner Ritter würd' mich heuern.
Und nun meinst Du so frischweg, das sei ich?
Ja, mein verehrter Herr.
Ich will Dir sagen,
Mein Kind, ich glaub', es ist ein Anderer.
Der Ritter Flammberg — oder sonst — was meinst Du?
Nein, nein!
Nicht?
Nein, nein, nein!
Warum nicht? Rede!
Als ich zu Bett ging, da das Blei gegossen,
In der Sylvesternacht bat ich zu Gott,
Wenn's wahr wär, was mir die Marianne sagte,
Möcht' er den Ritter mir im Traume zeigen.
Und da erschienst Du ja um Mitternacht,
Leibhaftig wie ich jetzt Dich vor mir sehe,
Als Deine Braut mich liebend zu begrüßen."

(Während des Letzten herrscht starke Unruhe. Kleist klappt das Buch zu.)

Kleist. „Ich schließe — genug habe ich Sie gelangweilt."

Pieper. „Durchaus nicht gelangweilt." } gleichzeitig
Müller. „Bravo, bravo!" }

(Applaus.)

Katz. „Gott sei Dank, daß er schloß" (zu Kleist) „Nein wirklich nicht gelangweilt, Herr von Kleist."

Pieper. „Im Gegenteil — sehr liebenswürdig gegeben."

Müller. „Ich gratuliere von ganzem Herzen zu diesem schönen Erfolge." } gleichzeitig

Leske. „Das Talent ist garnicht zu verkennen."

Marianne. (auf Kleist zueilend) „Das war sehr schön!" (Sie drückt ihm die Hand).

Frl. v. Dechtel. Mademoiselle, was fällt Ihr ein!" (Nimmt Marianne bei Seite).

Marianne. „Aber, ich darf doch —"

Frl. v. Dechtel. „Nein, Sie dürfen nicht — c'est très mauvais genre ca — noch ehe Sie überhaupt verlobt sind." —

Paltzow. „Haben Sie sich das alles selbst ausgedacht, Herr von Kleist?"

Kleist. „Ich kann's nicht leugnen."

Paltzow. „Das is alles mögliche — wirklich, alles mögliche!"

Müller. (zu Kleist tretend) „Nun, ist Ihr Ehrgeiz endlich befriedigt? — Von allen Seiten werden Sie ja mit Lob förmlich überschüttet."

Kleist. „Wahrhaftig! — Dieser Beifall könnte mich bedenklich machen."

Müller. „Ach — Sie sind nie zufrieden."

Paltzow. „Na nu is aber genug mit der Poesie — jetzt woll'n wir och mal an's Essen denken. Kommen Sie in's Nebenzimmer, meine Herrschaften!" — (Er klopft Kleist auf die Schulter) „Kommen Se man, Kleist,

Sie werden am Ende och ne trockne Kehle haben, nach das viele Jerede — was! Ha, ha, ha! — Aber hübsch war's. — Wirklich, 's hat mer gefallen." — (Er nimmt Kleist am Arm, ab mit ihm in's Nebenzimmer, die Gesellschaft folgt nach und nach.)

Müller. (im Abgehen zu Henriette Vogel) „Und was ist Ihr Urteil? Sie waren so tief in Gedanken. — Freuen Sie sich garnicht für unseren gemeinsamen Freund Kleist?"

Henriette. „Nein, ich bedaure ihn."

Müller. „Wie das?"

Henriette. „Er wird betrogen — und — er betrügt sich selbst."

Müller. „Das müssen Sie mir wahrhaftig näher erklären." — — (ab mit Henriette.)

Zweite Scene.

(Katz, Pieper, Leske allein.)

Leske. „Die Vorlesung scheint im allgemeinen gefallen zu haben."

Pieper. „Ja, man kann von einem spontanen Erfolge reden."

Katz. „Das naive Publikum läßt sich immer übertölpeln."

Leske. „Nun, an Opposition seitens der besseren Köpfe hat es ja auch nicht gefehlt." —

Pieper. „Jedenfalls steht er ganz allein da mit diesem Style — nirgends eine Anlehnung an Bekanntes, Bewährtes — keine Analogie." —

Leske. „Außerdem war alles das nachempfunden, nichts originelles!"

Pieper. „Ja — allerdings, in gewissem Sinne ist das ja alles schon viel besser gesagt worden. — Es ist eben kein Styl darin."

Leske. „Sehr richtig! — Es ist kein Styl darin — und auch keine Empfindung.“

Pieper. „Nein — so rechte Empfindung eigentlich auch nicht — sonst müßten die Zuhörer doch etwas dabei empfinden. Haben Sie etwas empfunden?“

Leske. „Nein — ich nicht.“

Katz. „Ich nur — daß es komisch war.“

Pieper. „Sehr gut! — Und diese Wirkung war doch jedenfalls unbeabsichtigt. — Ha ha! Sehr gut!“ (Sie lachen.)

Leske. „Ja, das Schöne — das Ideale — das, wie soll ich sagen — was eigentlich ein Kunstwerk erst zum Kunstwerke macht, das fehlt ja in allen seinen Sachen.“

Pieper. „Es ist alles viel zu natürlich bei ihm — verstehen Sie — ich meine so dem ganz gewöhnlichen Leben ähnlich — und das soll nun Poesie sein.“

Leske. „Nein — es ist das Gegenteil von Poesie.“ —

Dritte Scene.

Paltzow. (durch die Mitte kommend, er ruft von der Thür aus) „He! — denken Se vielleicht de jebratenen Hühner und Jänse sollen Se so janz von alleene in Mund jeflogen kommen?“ — (Er kommt näher) „Ne — Kinder — soweit is de Technik denn doch noch nich fortgeschritten.“ (Die Herren umringen ihn lachend.)

Katz. „Keine Sorge, Herr Paltzow, wir werden Ihrer Tafel schon alle Ehre anthun.“

Paltzow. „Na, das will ich och hoffen. — Zum Ansehen sind nur de Damens da, aber det übrige allens zum Aufessen. — Ha ha!“

(Er schnupft und läßt die Dose kreisen.)

Leske. „Eine wahrhaft vornehme Gesellschaft heut Abend, Herr Paltzow!“

Pieper. „Ja, Geist und Anmut vereinigen sich in Ihrem Hause mit Pracht und Wohlstand. — Sie sehen wieder einmal die besten Köpfe Berlins bei sich.“

Paltzow. (verschmitzt) „Besonders aber der Wildschweinskopf da drinne, das ist doch der allerbeste — was?“ (Alle lachen.)

Pieper. „Nein, Spaß bei Seite, nirgends in ganz Berlin speist man so, wie in Ihrem Hause, Herr Paltzow.“

Leske. „Ja, das ist eine bekannte Thatsache.“

Katz. „Herr Paltzow ist ein ächter Mäcen.“

Paltzow. „Mäcen! — Muß ich das Wort schon wieder hören. — Ich weiß jarnich, warum Se mir seit einiger Zeit immer Mäcen schimpfen. Wenn mir man blos eener erklären wollte, was das nu wieder für so'n neumodisches, verdammtes Schimpfwort is — Mäcen!“ (Er lachte unbändig, die Herren stoßen sich an und kichern. Paltzow plötzlich innehaltend und die anderen verschmitzt anblinzelnd) „Ich weiß es nämlich, was es bedeutet: Mäcen — ich weiß es janz jut. — Ick verstellte mir man blos. — Ha ha!“ (Alle lachen mit ihm, er wischt sich die Thränen aus den Augen) „Ach Gott! — Nu kommen Se aber mit.“ (Er nimmt zwei am Arme) „Wir wollen en Paar Pullen Rheinwein de Hälse brechen.“ (In der Thür treffen sie auf Kleist.) „Nanu, da is ja der jroße Poet. — Na, wo wollen Sie denn hin, so ganz alleene — trinken Se en Glas Wein mit uns.“

Kleist. „Ich danke, Herr Paltzow, ich habe genug.“

Paltzow. „Genug? — Kränken Se mir nich, Herr von Kleist! Der Mensch, der bei mir jenug hat, beleidigt mir persönlich.“

Kleist. „Um Verzeihung —“

Paltzow. „Oder sind Se am Ende so verwöhnt von die sojenannte bessere Gesellschaft her? — Wissen

Se, die Gesellschaft mag meinetswegen besser sein — aber se essen nich besser als wir — das globe ich nich. — Na also — allons — vorwärts!"

Kleist. „Ich muß danken, Herr Paltzow."

Paltzow. (Zu Kleist tretend, mit schalkhaftem Augenzwinkern, halblaut) „Sie wern ä Mal en recht billig zu ernährenden Schwiegersohn abjeben — Sie — ha ha!" (lachend ab, die anderen folgen ihm.)

Vierte Scene.

(Kleist einen Augenblick allein, er ballt die Fäuste im Zorn, thut einige Schritte, schlägt sich vor die Stirn und lacht plötzlich auf. — die Thür links öffnet sich. Marianne steckt den Kopf herein und macht: „Pst pst!" Kleist wendet sich, sie kommt auf ihn zugesprungen.)

Marianne. „Allein! — Niemand sieht's!" (Sie umarmt ihn.) „Keine Angst! — sie sind alle beim Essen."

Kleist. „Aber —"

Marianne. „Sag' nichts! — Bitte, sag' nichts! — Nein, daß ich Dich hier so allein treffe. Komm, setz' Dich hier — nein — erst laß Dich mal bewundern in Deinem Staat. — Also — das ist das Hofkleid — nichtwahr, was man bei Hofe trägt?"

Kleist. „Ich zog es an — weil — nun, weil es so ziemlich das einzige ist, was ich habe." —

Marianne. „Warum sollst Du denn das Hofkleid nicht tragen? — Ich freue mich ja so darüber. Es steht Dir so gut. Du siehst so vornehm darin aus — so ganz anders als die Übrigen — und dann — weißt Du — die Anderen ärgern sich auch alle."

Kleist. „Ärgern sich?"

Marianne. „Ach Gott, fürchterlich! Ich habe so einige Bemerkungen gehört, — ach, war das spaßhaft.

Und weißt Du, wer sich am meisten ärgert? — Meine Freundinnen."

Kleist. „Das verstehe ich garnicht."

Marianne. „Daß Du von Adel bist und bei Hofe ausgehen darfst — darüber ärgern sie sich ganz fürchterlich."

Kleist. „So — und das — freut Dich also?"

Marianne. „Aber natürlich!"

Kleist. „Und — Marianne — woher wissen denn Deine Freundinnen eigentlich von unseren Beziehungen?"

Marianne. „Ich habe niemandem etwas gesagt — wahrhaftig nicht! — Aber weißt Du, so was spricht sich schnell rum."

Kleist. „Ah! — Marianne — Du mußt wissen, mit Deinem Vater habe ich noch nicht gesprochen."

Marianne. „Was thut denn das? — Meinst Du, mein Vater denkt sich nichts dabei?"

Kleist. „Wobei?"

Marianne. „Nun, daß Du in den letzten Tagen so oft hier gewesen bist. — O nein, mein Vater ist garnicht so auf den Kopf gefallen." — (Plötzlich die Augen senkend.) „Weißt Du —" (sie stockt verschämt.)

Kleist. „Nun?"

Marianne. „Ach — ich meine nur so — Du könntest nun wirklich mit ihm sprechen. Es ist doch schon ganze acht Tage her — daß Du — nicht?" (Sie blickt ihn verliebt an, und drückt seine Hand, lebhaft.) „Weißt Du — heut Abend wäre die beste Gelegenheit. Der Vater ist immer guter Laune, wenn er viel getrunken hat. — Ach Gott! Nein ich bin ja ganz närrisch vor Vergnügen. — Nun — was sagst Du dazu?"

Kleist. (Blickt sie ernst an) „Marianne!"

Marianne. „Wie Du das sagst: „Marianne!" Als ob ich wirklich was Böses gethan hätte. — Ach, warum bist Du nur so ernst?" —

Kleist. „Ja, ich bin ernst."

Marianne. „Ach ja — sehr ernst — und manchmal bist Du auch so traurig, so — ich verstehe garnicht, wie. Und ich — ich weiß nicht, was ich vor Übermut angeben soll."

Kleist. „Du bist ganz anders, als ich Dich gedacht."

Marianne. „Nichtwahr, Du hast mich für so ein sentimentales Mädchen gehalten — für so ein — Käthchen von Heilbronn — nichtwahr? — das bin ich garnicht. Ach ich bin ja so vergnügt — so — küsse mich! Ja bitte, küsse mich! — So wie Du neulich küßtest — weißt Du — so küsse mich jetzt. Sonst thue ich's selbst." (Sie umarmt ihn.)

Kleist. „Kind — aber —"

Marianne. „Ach Du — weißt Du — die alte Dechtel — Fräulein von Dechtel, die ist so böse auf mich — Gott, so fürchterlich böse! — C'est très mauvais genre sagt sie immer. — Ha ha ha! Die alte Dechtel! — Du, die behalten wir nicht. Sie ist so hochmütig und eingebildet — ich mag sie garnicht leiden. Wie ein kleines Kind behandelt sie mich. — Weißt Du was — nein, das muß ich Dir erzählen." (ihm ins Ohr.) „Sie hat falsche Zähne! — ein ganz richtiges Gebiß — jawohl! Ich hab's neulich durch's Schlüsselloch gesehen. — Ist das nicht lächerlich? nicht! — So lache doch!"

Fünfte Scene.

Vogel durch die Mitte, gleich darauf Marianne ab.

Marianne. „Ach wie dumm! Nun werden wir gestört."

Vogel. „Entschuldigen Sie — ich störe doch nicht?"

Marianne. „O nein!"

Vogel. „Ich wollte — ein Wort mit Ihnen sprechen — Herr von Kleist — aber — wenn ich störe —“

Marianne. „Ich muß zu den Anderen zurück.“ (Halblaut zu Kleist.) „Ich bleibe nicht lange.“ — (ab durch die Mitte.)

Vogel (Öfters stockend vor innerer Erregung) „Ja — Herr von Kleist — ich wollte mit Ihnen sprechen — eigentlich — schon lange wollte ich es — aber — niemals gelang es mir — unter vier Augen — Henriette war stets zugegen.“

Kleist. „Ihre Frau Gemahlin!“ —

Vogel. „Ja, gerade von Henriette wollte ich mit Ihnen sprechen — denn um Henriette handelt es sich nämlich.“ (Er ringt nach Atem.)

Kleist. „Wahrhaftig! — Ich bin gespannt —“

Vogel. „Herr von Kleist — ich weiß — wofür Sie mich halten — weiß, wofür die Welt mich hält.“ —

Kleist „Aber, Herr Vogel!“

Vogel. „Nein, lassen Sie nur. — Ich weiß es. — Übrigens, das ist mir beinahe gleichgültig. — Was kümmert mich die Nachrede? — Nein — was Anderes liegt mir auf dem Herzen und muß herunter. Meine Frau! — ah!“ (stockt) „Einst war sie — einst! — und — heute, —“ (krampfartiges Schluchzen unterbricht ihn.)

Kleist. (unruhig) „Aber, Herr Vogel — ich verstehe nicht.“ —

Vogel. „Sie haben Recht. — Zur Sache! — Ich liebe meine Frau, liebe sie mehr, als ich sagen kann — mehr als irgend jemand verstehen könnte. — Sehen Sie, Herr von Kleist, ich bin ein einfacher Mann — an mir ist nichts besonderes — nichts! Das weiß ich selbst am besten. — Und Henriette ist schön, ist klug und geistreich — vollendet in allem und jedem. — Was bin ich neben Henriette? Nichts! — Und doch — und trotzdem — früher — früher hat sie mich geliebt — wenn Sie's auch vielleicht nicht für möglich

halten — sie hat mich lieb gehabt." — (Er bedeckt die Augen mit den Händen. Kleist ist sehr beunruhigt. Vogel sich aufraffend:) „Ich habe es ja immer als ein Wunder betrachtet — ich habe Gott täglich auf den Knieen gedankt, daß mir ein solches Glück zu Teil geworden. — Sehen Sie, als sie damals einwilligte, da war ich ja wie — berauscht — konnte es kaum fassen — und dann — des Abends — wenn wir allein waren, und sie so vor mir — in ihrer ganzen Schönheit — mein — ganz mein — — ah! — Ich hätte mit niemandem auf der ganzen Welt tauschen mögen. — Und jetzt — jetzt ist das alles aus. Ich existiere nicht mehr für sie. Und das Schrecklichste! — Sie selbst, sie leidet — leidet unsäglich — sie scheint ruhig — ja! Aber das ist nur Schein. Ich weiß es, sie leidet. Und das — das kann ich nicht mit ansehen. Lieber sterben, als das erleben." —

Kleist. „Und — Herr Vogel — was, bitte, habe ich damit zu thun?" —

Vogel. „Hören Sie! — Sie kamen vor Monaten in unser Haus. — Meine Frau war damals schon — verändert — ich meine, nicht mehr glücklich —"

Kleist. „Nun also!"

Vogel. „Ja, in der That! der Anfang ihres Leidens liegt weiter zurück. — Ah, was war sie früher! — Gesund, heiter, voll Leben und Geist, eine Freude für jeden, der sie sah — für mich Wonne, Stolz — alles; da — da kamen Sie —"

Kleist. (unwillkürlich) „Ich!"

Vogel. „Sie betraten unser Haus. Ich nahm Sie auf als werten Gast. — Ja — ich will's gestehen — ich hoffte für meine Frau und mich viel von Ihnen. Henriette braucht geistige Anregung — ich glaubte — wenn ich über ihren Zustand nachdachte — es käme — es wäre — weil ich ihr doch eben so wenig bieten kann. Nun — und darum sann ich auf

allerhand. — Was thäte man denn nicht in der Angſt um ein geliebtes Weſen? — Sie kamen alſo — kamen öfter. — In Ihrer Gegenwart lebte Henriette auf, etwas Großes ſchien mit ihr vorgegangen, ſie erinnerte mich wieder an die erſten Jahre unſeres Glückes. Aber dann — allmälich — wie — wann — wodurch — wer kann das ſagen — wer darf das ſagen —"

Kleiſt. „O, was wollen Sie!"

Vogel. „Mit einem kurzen Wort: Sie ſind ihr Verderben geworden."

Kleiſt. „Das ſollen Sie nicht ſagen — beim heiligen Gott!"

Vogel. „Schwören Sie nicht! Es iſt ſo."

Kleiſt. „Sie ſagen ſelbſt, Ihre Frau war verändert — ſchon früher —"

Vogel. „Das war ſie. — Zu Tode krank iſt ſie erſt, ſeitdem Sie kamen."

Kleiſt. „Seitdem ich kam — zu Tode! — Wunderbar." (Er verſinkt in Nachſinnen) „Höchſt wunderbar!" —

Vogel. „O, geben Sie mir zurück, was Sie mir genommen! Was iſt es für Sie — und was war es mir? — Ich beſaß Henriette — ich war glücklich. Sie war mein ein und alles — das — was das Leben mir lebenswert machte. — Geben Sie mir das alles zurück. — Hören Sie! — — Sie hören mich wohl nicht?"

Kleiſt. (Aus Gedanken auffahrend) „Doch — doch! — Ich höre jedes Wort."

Vogel. „Laſſen Sie mich nicht verzweifeln — Hören Sie! — So hat ſich wohl noch nie ein Mann vor einem anderen erniedrigt, wie ich vor Ihnen."

Kleiſt. „Was kann ich für Sie thun?"

Vogel. „Wollen Sie mir helfen?"

Kleiſt. „Ich will es." —

Vogel. „Geloben Sie mir das?"

Kleiſt. „Ja, ich gelobe es."

Vogel. „Ah — dann ist alles gut. — Ich danke Ihnen!“ (Er ergreift Kleists Hand und küßt sie.)

Kleist. „Nein doch! — Was thuen Sie!“

Vogel. „Ich kann nicht anders — Sie machen mich zu glücklich.“

Kleist. „Schicken Sie mir Ihre Frau.“

Vogel. „Hierher?“

Kleist. „Ja, mag es gleich sein.“

Vogel. „Ich werde Sorge tragen, daß Henriette kommt “

Kleist. „Ich warte hier auf sie.“ (Vogel ab durch die Mitte.)

Sechste Scene.

(Gleichzeitig treten ein durch die Mitte in lautem Gespräche Katz, Pieper, Leske.)

Leske. „Nein, dieser alte Paltzow ist göttlich.“

Pieper. Mit der klassischen Bildung ist's nicht weit her bei ihm, aber —“

Leske. „Aber seine Küche und sein Keller sind exquisit.“

Katz. „Und das Töchterlein nicht zu vergessen.“

Pieper. „Ei, das Töchterlein — ein Goldfischchen — ha ha!“

Leske. „Achtung! Dort —“ (Er weist auf Kleist.)

Pieper. „Was giebt's denn?“

Leske. „Wir sind nicht allein.“

Pieper. „Ach so — dieser Herr von Kleist.“

Katz. „Der ist nicht umsonst hier.“

Leske. „Habe mir auch schon meine Gedanken gemacht.“

Katz. „Ich weiß es von Adam Müller — die Sache ist so gut wie abgemacht. Wahrscheinlich wird heut Abend noch die Verlobung proklamiert.“

Leske. „Seht an, so ein Dichter — das also ist sein idealer Sinn.“

Katz. „Sein Sinn steht eben auf die goldnen Ideale.“

Pieper. „Beim Essen war er nicht, und hat sich trotzdem den fettesten Bissen zugelangt.“

Katz. (zu Kleist herantretend) „Nun, Herr von Kleist, werden Sie uns nicht zum Nachtisch noch ein Weniges von Ihren hervorragenden Werken gewähren?“

Kleist. „Meine Dichtung vermöchte wohl kaum den Vergleich auszuhalten mit dem gestopften Truthahn, den ich da drinnen sah — ich danke Ihnen.“

Katz. „Nein, nein — im Ernste!“

Pieper. „Der Anfang hat uns auf mehr begierig gemacht.“

Leske. „Wir sind noch lange nicht gesättigt.“

Kleist. „Wirklich! Welch ein Geständnis! Habt Ihr noch nicht genug an mir genagt? — Ihr seid ja da recht hübsch beisammen, Ihr Herren: Verleger, Recensent, Theatermann — meine besten Freunde — Wärter des Hungerturms, in den mich mein Volk gesperrt! — Bei Gott, ich habe Euch Fleisch von meinem Leibe gegeben, Stücken frisch vom Herzen geschnitten — Ihr habt die Kost verschmäht, und nun — satt von Hummer, Schöps und Wein, kommt Ihr hierher und meint, ich sei ein guter Bissen zum Nachtisch. — Weg! Ich bin zu gut zum Fraße für Euch und Euresgleichen — ah!“ (Er wendet sich ab.)

Pieper. „Hat man je —“

Leske. „Es ist nicht richtig mit ihm.“

Katz. „Oder trank er etwa zuviel im geheimen?“

Pieper. „Nein — ich glaube die Sache ist ganz einfach — diese Aussicht auf eine Heirat mit einer Erbin —“

Katz. „Ja, das hat ihn um den Rest von Verstand gebracht.“

Siebente Scene.

(Müller durch die Mitte, bald darauf Katz, Pieper, Leske ab.)

Müller. „Wo iſt Kleiſt?“

Katz. „Ihr Freund iſt ein ſchnurriger Herr.“

Müller. „Wem ſagen Sie das — das hängt ſo mit dem Genie zuſammen.“

Katz. „Halten Sie ihn für ein Genie?“

Müller. „Nun — jedenfalls hält er ſich für eines.“

Pieper. „Kommt, Ihr Herrn, laßt uns jetzt gehen.“

Katz. „Der alte Paltzow liebt ein Partiechen L'hombre und wenn er nicht ganz nüchtern iſt —“ (das übrige unhörbar.)

Leske. „Katz, Sie ſind doch ein Erzpfiffikus.“ (Sie gehen durch die Mitte ab.)

Müller. (Iſt zu Kleiſt getreten) „Wollen Sie mich hören, Herr von Kleiſt?“

Kleiſt. „Was giebt es?“

Müller. „Sehr gute Nachrichten! — Ihre Sache ſteht auf's Beſte.“

Kleiſt. „Welche Sache?“

Müller. „Kleiſt — wir können doch nunmehr offen mit einander ſprechen — dächte ich. — Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen. Ich wüßte nichts, worüber ich mich ſeit langer Zeit ſo gefreut hätte. — Nun — einiges Verdienſt dabei kann ich mir ja ſelbſt zurechnen.“ —

Kleiſt. „Belieben Sie, bitte, klarer zu ſprechen. — Ich verſtehe nichts.“

Müller. (Losplatzend) „Nun mit einem Worte: die Million iſt Ihnen ſicher und das Mädel dazu. Der alte Paltzow hat mir ſoeben geſagt — Sie nehmen mir's wohl nicht übel, wenn ich's wörtlich wiederhole —

er ist nun einmal etwas deutlich — „der Kleist ist zwar nur en armer Schlucker", sagte er, „aber mir gefällt er und meiner Tochter auch." — (indem er Kleist auf die Schulter klopft) „Das haben wir fein gemacht! — was?" — (zur Thür gehend). „Ich muß sofort wieder zurück zu dem Alten. — Auch das Gold muß man schmieden — nichtwahr — so lange es heiß ist — Ha ha!" (ab).

Kleist. „Nein! — Bleiben Sie!" —

Achte Scene.

Kleist zunächst allein, er thut einige Schritte, als wolle er Müller nach. Dann bleibt er stehen, legt die Hand an die Stirn, schüttelt das Haupt und lächelt verwirrt, mit starrem Blicke. — Inzwischen ist Henriette eingetreten. Da er ihr den Rücken zuwendet, sieht er sie nicht. Sie betrachtet ihn eine Weile, dann tritt sie an ihn heran und legt ihm die Hand auf die Schulter.

Kleist. (zusammenfahrend) „Du!"

Henriette. „Du hast mich rufen lassen. — Hier bin ich."

Kleist. „Ja! — allerdings —" (Pause. Er scheint seine Gedanken zu sammeln.)

Henriette. „Mein Freund —"

Kleist. (auffahrend) „Lassen Sie den Ton! — Ich muß Sie darum bitten."

Henriette. (unwillkürlich zurücktretend) „Wie?"

Kleist. „Jawohl! — das ziemt sich nicht — für uns beide — nein — wirklich, es ziemt sich nicht."

Henriette. „Wenn ich Dich verstehen könnte."

Kleist. (nervös) „Von jeher! — Dieser ganze Ton ist falsch — ist Unrecht! — daß Sie mich Freund nennen und — Du! Das ist — anstößig."

Henriette. „Wann ist Dir — ist Ihnen diese Erkenntnis gekommen?"

Kleist. „Nun — sie ist mir eben gekommen."

Henriette. „Nicht von selbst — nicht aus Ihrer Seele, Kleist — die kenne ich. Die ist groß und frei — erhaben über das, was die Alltagsmenschen Moral nennen."

Kleist. „Es giebt Gesetze, die man heilig halten muß — nicht über jede Schranke kann sich der Geist hinwegsetzen, und wäre er noch so frei."

Henriette. „Das ist das Gegenteil von dem, was Sie bisher verfochten."

Kleist. „Nun — darf man seine Ansichten nicht ändern?"

Henriette. „Wer sprach von Freundschaft der Seelen, die, losgelöst vom Körperlichen, die Gesetze nicht zu beachten brauche, welche nur für den Durchschnitt geschaffen seien. — Von wessen Lippen erklang zuerst das „Du?"

Kleist. „Henriette!" —

Henriette. (näher an ihn herantretend, blickt ihm in die Augen) „Kleist! — gedenke der seeligen Stunden, die wir zugebracht im Anschauen der Nacht — des Symbols der ewigen Ruhe. Gedenke auch des Schwures, den Du geleistet — freiwillig mir geleistet: Treue bis in den Tod, der alle Unterschiede des Standes, Alters — des Geschlechtes auslöscht. — Gedenkst Du dessen?"

Kleist. „Henriette! — Ach Henriette! — Gewiß!" — (stockt, dann sich zwingend) „Dein Gatte war bei mir. — Wir hatten eine Aussprache." —

Henriette. „Du und — Vogel?"

Kleist. „Jawohl! — Und er hat mir Eröffnungen gemacht —"

Henriette. (schnell) „Was hat er Dir gesagt?"

Kleist. „O — er hat es verstanden, mich auf meine Pflicht zu weisen. — Henriette! — Er liebt Sie — liebt Sie voll Inbrunst —"

Henriette. „Das wußten Sie schon früher."

Kleist. „Henriette — und doch — vorhin habe ich etwas erfahren — etwas —"

Henriette. (erbleichend) „Nun?"

Kleist. „Etwas, das mir unser Verhältnis in ganz verändertem Lichte erscheinen läßt. — Henriette, daß es früher anders zwischen Ihnen gewesen, erfuhr ich von Ihrem Gatten — daß Sie ihn ehemals —"

Henriette. (erregt) „Laß das! — Kein Wort davon!"

Kleist. „Henriette!"

Henriette. „Darüber spricht man nicht zu einer Frau."

Kleist. „Darüber nicht?"

Henriette. „Nein! — Ich will darüber nichts hören. — Vor allem von Dir — von Ihnen nichts."

Kleist. „So habe ich Sie noch nie zuvor gesehen, Henriette. — Wahrhaftig —"

Henriette. (Sich gewaltsam zusammenraffend) „Sprechen wir doch von etwas anderem, von Ihnen — von Ihrem Glücke wollen wir sprechen."

Kleist. „Was wissen Sie davon?"

Henriette. „Sie verraten sich selbst."

Kleist. „Henriette! — Wenn Sie in meiner Seele lesen könnten." —

(Pause.)

Henriette (Sich ihm nähernd, mild) „Einst durfte ich in Deiner Seele lesen, wie Du in der meinen. — Soll das vorbei sein?" — (Sie ergreift seine Hand) „Kleist — Du bist nicht glücklich."

Kleist. „Das weiß Gott! — Ich bin es nicht."

Henriette. „Und könntest es doch sein. — Kleist — es giebt nur ein Glück —"

Kleist. „Die alten Töne!"

Henriette. „Die ewig wahren. — Eine Weisheit viel zu groß und einfach, um von dem großen Haufen verstanden zu werden. Nur auserlesene Seelen ent-

Digitized by Google

decken diese Blume auf ihren einsamen Wegen — und selig — selig, wenn zweie sie gemeinsam fanden. — O, mein Freund!" — (Sie blickt ihn verzückt an.)

Kleist. (beunruhigt) „Nein, laß das! Rühre das nicht wieder auf. Ich hatte dies alles vergessen wollen." (Macht sich los von ihr.)

Henriette. „Das eben war die Thorheit. Ein Kranker, der weiß, daß sein Leiden unheilbar, ist der nicht ein Thor, wenn er zu Mitteln greift, die an ihn verschwendet sind, statt das Gesicht zur Wand zu wenden und des Erlösers von allem Leide zu harren? — Oder, meinst Du, Dir sei noch zu helfen?" —

Kleist. „Ich glaubte —" (stockt.)

Henriette. (bedeutsam, dicht an ihn herantretend.) „Kleist, glaubst Du zu lieben?"

Kleist. „Ich liebe und werde geliebt."

Henriette (auffahrend.) „Ah — wirklich!" — (Sich schnell mäßigend) „Kleist, bisher habe ich Ihr Herz für größer gehalten." —

Neunte Scene.

(Marianne durch die Mitte, hüpfend. Da sie Henriette erblickt, macht sie Halt.)

Marianne. „Ah! — Ich wollte nur —"

Henriette. „Ich werde nicht stören." — (Sie geht nach links, wo sie das Fenster öffnet und in die Nacht hinaus blickt.)

Marianne. (Mit Kleist rechts vorn.) „Ach, Frau Vogel ist also mit Dir — nun — dann kann ich mir schon denken —"

Kleist. „Was kannst Du Dir denken?"

Marianne. „Ich habe alles gehört über sie." —

Kleist. „Was hast Du gehört?"

Marianne. „Eben, daß ſie eine fixe Idee hat.“

Kleiſt. „Wer hat ſich unterſtanden!“

Marianne. „Pſt — pſt! Werde doch nicht gleich ſo böſe — Herr Adam Müller — der lacht auch über ſie.“

Kleiſt. „Was hat er Dir geſagt über Henriette? — Ich will's wiſſen!“

Marianne. „Nun, daß ſie nach jemandem ſucht, der — um ſich — nein, 's iſt zu dumm, ich kann's garnicht ausſprechen. Du, hat ſie Dich etwa auch ſchon gefragt — was?“

Kleiſt. (außer ſich.) „Schweig!“

Marianne. „Wie — aber — „ſchweig“ ſagſt Du zu mir.“ — (Mit dem Fuße aufſtampfend) „Ah! das iſt ſtark. Nun ſpreche ich den ganzen Abend kein Wort mehr mit Dir.“ — (Ab nach rechts. In der Thür wendet ſie ſich noch einmal, die Augen voller Thränen, ſie zögert) „Ah! — nein — gerade nicht!“ — (ab.)

Zehnte Scene.

(Henriette kommt langſam zu Kleiſt zurück, der Marianne mit verdüſterter Miene nachblickt.)

Henriette. „Kleiſt — das war ſie.“ —

Kleiſt. „Ach Henriette!“ — (Pauſe. Kleiſt läßt ſich nieder, den Kopf in den Händen. Henriette tritt neben ihn und legt ihm die Hand aufs Haar.)

Henriette. „Mein lieber Kleiſt!“

Kleiſt. (mit ſchmerzlichem Aufblicke) „Henriette, wenn Du wüßteſt, wie wehe mir um's Herz iſt.“

Henriette. „Ich weiß es, mein Freund.“

Kleiſt. „Sage mir — wie kam's —“ (ſtockt.)

Henriette. „Daß Du dieſes Mädchen zu lieben glaubteſt — meinſt Du das?“

Kleist. „Ja, gerade das.“

Henriette. „Du haſt ſie nie geliebt. — Du warſt in ein Bild verliebt, das Du Dir von ihr zurechtgemacht.“

Kleist. „Wie — wer ſagte Dir das?“

Henriette. „Liebe iſt nichts als Egoismus. — Du liebſt nur immer Dich ſelbſt auch im Anderen. — Du liebſt das Glück, das Du im Anderen zu finden wähnſt.“

Kleist. „Halt! — Laß mich dem nachſinnen.“ —

Henriette. „Deine Liebe war noch ſchlimmer als Selbſtbetrug — Du betrogſt auch ſie. — Du brauchteſt ſie — ſie ſollte Dich über Deinen Schmerz hinwegtäuſchen — Dich betäuben. — Kleiſt, ſoll ich Dir die volle Wahrheit ſagen? — — Du liebteſt ſie aus — Furcht.“ —

Kleist. „Henriette! — Welch ein Geiſt biſt Du!“

Henriette. „Mein armer Kleiſt — einer — der Dir ſo gerne helfen möchte.“

Kleist. „Sage mir — Henriette — was ſoll nun werden?“ —

Henriette. „Was werden ſoll? Das will ich Dir ſagen. Entweder Du ſchickſt Dich drein — ergiebſt Dich — heirateſt ſie, und lebſt behaglich im goldenen Käfig — machſt die Augen feſt zu, um nichts zu ſehen — verſinkſt allmälich im Schlamme des Alltags. — — O, Kleiſt! — Ich werde das nicht erleben — aber — zu denken — daß Du dahin kommen könnteſt — Du! Das könnte mir die Seligkeit des Sterbens ſelbſt verbittern.“ —

Kleist. „Sei ruhig! — Dazu kommt's nicht. — Ehe ich mich ſo erniedrige — nein! dann lieber die Maſten kappen — und — das Wrak verſenken.“ —

Elfte Scene.

(Die Gesellschaft kehrt zurück. Der alte Paltzow mit Zeichen eines leichten Rausches.)

Müller. „Hier ist Kleist.“ (auf Kleist zueilend) „Sie wurden gesucht.“

Paltzow. (stammelnd.) „Hier steckt er — und wir haben en jesucht wie ne Stecknadel — diesen — Kleist.“

Müller. (halblaut) „Die Sache ist gemacht. — Sie dürfen mir danken.

Paltzow. „Marianne! — Wo zum Teufel steckt denn das Mädel?“

Frl. v. Dechtel. „La voilà, monsieur.“ (Zu Marianne, die sie vorschiebt) „Jetzt comme il faut, mademoiselle!“ —

Paltzow. „Komm her, meine Tochter, zu mir!“

Müller. „Nun ist's Zeit — Kleist!“

Paltzow. „Na, Se haben was auf'n Herzen — Kleist! — Man raus damit! Ich seh Se's ja an — man keene Bange!“ —

Kleist. „Herr Paltzow — vielen Dank für Ihre Güte — — vielen Dank! — Die Absicht war die beste — aber — wir mißverstanden uns.“ —

Paltzow. „Wat quasselt er da?“

Müller. „Was reden Sie denn!“

Kleist. „Nein — wir verstanden uns nicht. — Sehen Sie — ich möchte vornehm bleiben.“

Müller. „Sind Sie von Sinnen!“

Kleist. (Wendet sich zum Gehen.)

Paltzow. (starr) „Da hört doch aber —“

Marianne. (Ihm nachblickend, greift sich an die

Stirn, schreit plötzlich auf.) „Nein nein! — Bleibe — bleibe!“ —

Kleist. (sich umwendend) „Ich will ich selbst bleiben bis zum Ende.“

Pieper. „Nun ist er doch richtig verrückt geworden.“

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Erster Aufzug.

Kleists Zimmer wie im ersten Akte.

Erste Scene.

Marianne tritt ein durch die Mitte, zaghaft, sich scheu nach allen Seiten umblickend, sie ist in Straßentoilette, in der Hand trägt sie ein Päckchen, sie ist zu Kleists Schreibtisch gelangt, wo sie das Päckchen niederlegen will, da erscheint Frau Bartels in der Thür rechts.

Fr. Bartels. „Na — das heeßt —"

Marianne. (zusammenfahrend.) „Ach, entschuldigen Sie! — Ich fand hier alles offen. Ich wollte nur —" (stockt, dann mutiger) „Hier wohnt doch Herr von Kleist — nichtwahr?"

Fr. Bartels. „Wollen Se zu den?"

Marianne. „Ja! — Eigentlich wollte ich nur etwas abgeben. — Er ist wohl nicht zu Haus — nichtwahr?"

Fr. Bartels. „Wie Se sehen, is er nich anwesend."

Marianne. (verlegen stockend) „Meinen Sie — daß — Herr von Kleist — lange ausbleiben wird?"

Fr. Bartels. „Meintswegen könnt'r janz wegbleiben — Ick würde mir och nich weiter grämen."

Marianne. (Sieht sich unsicher um, zu Frau Bartels tretend.) „Könnten Sie ihm das hier übergeben?"

Fr. Bartels. „Warum denn nich! Und was soll ick ausrichten?"

Marianne. „Nein, nein! — Sagen Sie — nein — sagen Sie das lieber nicht —"

Fr. Bartels. „Na, wat soll ick dem nu eegentlich nich sagen?"

Marianne. „Er darf nicht erfahren, woher das hier kommt, verstehen Sie."

Fr. Bartels. „Na, so verrickt is er man doch noch nich, daß er jloben kennte, sowat käme von Himmel jefallen"

Marianne. „Ein Freund — ein Herr, hätte es gebracht — könnten Sie denn das nicht sagen. — Ginge das nicht? Er soll nämlich — er darf nämlich nicht wissen —"

Fr. Bartels. „Dort kommt er ibrigens, da können Sie 's'n ja selber ausrichten."

Marianne. (In Angst) „Er kommt — nein —" (Will fort, in der Thür begegnet ihr Kleist.)

Zweite Scene.

(Kleist durch die Mitte, Hut auf dem Kopfe, er ist bleich und abgehärmt, vernachlässigt in seiner Kleidung. Er fährt zusammen, da er Marianne erblickt, dann verfinstert sich sein Gesicht. — Marianne steht mit gesenktem Haupte, zitternd ihm gegenüber.)

Kleist. (Thut einige Schritte in's Zimmer, dann stehen bleibend) „Das erscheint mir — sonderbar — Fräulein Paltzow."

Marianne. (leise) „Ach — was werden Sie von mir denken!"

Kleist. (auflachend) „Spaßhaft — daß mir noch jemand nachlaufen sollte — wirklich höchst spaßhaft!"

Marianne. „O — nein — nein!“

Kleist. „Oder schickte Sie Ihr Vater?“

Marianne. „Mein Vater — nein!“

Kleist. „Sie kamen so ganz — auf eigenen Antrieb?“

(Marianne will etwas sagen, senkt das Haupt und schweigt. Kleist bedeutet Frau Bartels, sich zu entfernen. Frau Bartels ab nach rechts. Von der Thür aus wirft sie noch einen neugierigen Blick auf die Beiden.)

Kleist. (barsch) „Fräulein, nun bitte ich, in aller Kürze, was wollen Sie von mir? — Zu sentimentalen Possen bin ich nicht aufgelegt.“

Marianne. „Ich wollte nur —“ (stockt).

Kleist. „Ich glaubte, wir seien fertig mit einander. — War ich nicht deutlich genug, neulich Abend?“

Marianne. „Ich dachte nicht, Sie hier zu treffen — ganz gewiß nicht!“

Kleist. „Fräulein Paltzow — ich habe mich Ihnen wohl von sehr lächerlicher Seite gezeigt, damals, daß Sie mich für so leichtgläubig halten? — Glauben Sie nur, ich bin ein Anderer als dazumal. Früher standen bei mir Thüren und Fenster offen für jeden Luftzug, jetzt habe ich Riegel vorgelegt. Liebe, Haß — nichts soll mir mehr an den Leib. Ich habe mein Haar zu Stacheln wachsen lassen, meine Haut zum Panzer. — — Vielleicht werden Sie mich roh finden — was macht's. Was macht's! Das ist jetzt meine Formel. — Also, fahren Sie nur fort, Fräulein, Sie wollten mich nicht hier treffen, darum kamen Sie hierher — das war die erste Wahrheit aus Ihrem lieblichen Munde.“ —

(Marianne bricht in Thränen aus.)

„Nun, auch noch Thränen. Das altbewährte Weibermittel. Schicken Sie nur Ihre Wassertropfen nach Haus, hier dieser Boden nimmt nichts mehr an.“

Marianne. (ſchluchzend) „Und ich habe Ihnen doch garnichts Böſes gethan.“

Kleiſt. (Für einen Augenblick ergriffen) „Nein, etwas Böſes haben Sie mir nicht gethan — das iſt wahr.“ (Er nähert ſich ihr um einige Schritte) „Und doch Sie haben mich von meinem Wege abgelenkt — verkleinert — erniedrigt haben Sie mich. — So recht nach Weiberart, mich herabgezogen, da ich mich erhöht glaubte. Verführerinnen, die Ihr ſeid, von Anfang. Weil wir den Blick zu Euch emporrichten, merken wir nicht, daß Ihr uns abwärts zieht.“ —

(Pauſe. Marianne ſchluchzt faſſungslos.)

„Nützt nichts — Fräulein — nützt nichts! Noch vor einigen Wochen hätte mich das gerührt, — heute — möchte ich darüber lachen. Was ſind Thränen? Sie deuten auf geheime Freude, auf Wolluſt der Seele, die Mitleid mit ſich ſelbſt empfindet. — Ich ſage Ihnen, ich kenne einen Schmerz der keine Thränen hat. — —“ (Pauſe, Marianne weint leiſer.) — (Kleiſt auffahrend, rauh) „Was wollen Sie alſo von mir?“ — (Pauſe) „Nun, Fräulein, Sie können doch wohl ſprechen!“

Marianne. „Das hier — wollte ich —“ Sie legt in Haſt das Päckchen auf den Tiſch und eilt nach der Thür.)

Kleiſt. „Halt Fräulein — Halt!“ (Marianne bleibt ſtehen, Kleiſt hat das Päckchen ergriffen, betrachtet es und lacht auf.) „Wahrhaftig! — Almoſen — wie zart!“ —

Marianne. „O, nehmen Sie es nicht übel auf!“

Kleiſt. „Das iſt das Allheilmittel für jedwedes Leiden — damit begleicht man alles — nichtwahr? — Sie ſind doch, bei Gott, ganz Ihres Vaters Tochter.“

Marianne. „Mein Vater weiß davon nichts. — Es iſt mein Taſchengeld.“

Kleiſt. „Ihr Taſchengeld! — wirklich?“ (milder) „Marianne — die Abſicht war gut. Ich danke Ihnen. Sie wußten es nicht beſſer. Ich danke Ihnen, Marianne.“ (Er reicht ihr die Hand, ſie erröthet in tiefer Erregung.) „Wie Sie zittern. — Nein, nein, nein! — Marianne

keine neue Thorheit. 'S iſt aus, ganz aus! Und ſo ſoll's bleiben. — Wir zweie gehören verſchiedenen Welten an. Das hier drin überbrückt manchen Abgrund, aber den nicht. — Hier nehmen Sie zurück. — Und nun — gehen Sie — gehen Sie, gutes Mädchen."

Marianne geht zur Thür, wendet ſich plötzlich, ſtürzt auf Kleiſt zu, den ſie umarmt und leidenſchaftlich küßt.

Kleiſt. „Wie! — o — Kind! —"

Marianne. „Ich muß — ich — du!"

Kleiſt. (Giebt ſich für Augenblicke ihrem Kuſſe hin, dann ſich losreißend.) „Geh, geh — ſchnell — ſage ich — Du ſollſt mich nicht zum Leben verführen." — (da ſie noch zögert, plötzlich in Zorn aufflammend) „Geh!"

(Marianne flieht. Kleiſt blickt ihr nach, ſeine Augen füllen ſich mit Thränen, um ſeinen Mund zuckt es. Er läßt ſich erſchöpft nieder, ſtarrt vor ſich hin, fährt dann wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt auf und ruft:) „Frau Bartels!" — (ungeduldig.) „Hört ſie denn nicht — Frau Bartels!"

Dritte Scene.

Frau Bartels (in der Thür rechts.) „Ick komme ja ſchon — wat jiebt's denn wieder — Ick denke doch mindeſtens, et brennt."

Kleiſt. „Beſte Frau Bartels, wollen Sie mir einen Dienſt erweiſen?"

Frau Bartels. „Nee, da brauchen Se ſich jar keene Mühe nich erſt zu jeben — anpumpen laſſe ick mir nich."

Kleiſt. (Trübe lächelnd.) „Aber — wer denkt an ſo etwas?"

Fr. Bartels. „Na, an wat denken Sie denn ſonſt!"

Kleiſt. „Wollen Sie einen Gang für mich thun?"

Fr. Bartels. „Der Koſmann macht och ſchon

Späne, wenn er hört, et ſoll ſor'n Herrn von Kleiſt ſin — daß Se's nur wiſſen."

Kleiſt. „So bin ich alſo ohne allen Kredit bei meinen Mitmenſchen. — Nun, ſehr bald wird der große Rechnungsabſchluß ſtattfinden — da werden wir ja ſehen, wer ſchließlich der Gläubiger iſt und wer der Schuldner — die Welt oder ich."

Fr. Bartels. „Wie meenen Se?"

Kleiſt. „Ach richtig! — Alſo, beſte Frau Bartels, will ſie zu Frau Henriette Vogel gehen — die Wohnung der Dame kennt ſie ja — und ihr folgendes ausrichten: Ich würde mich zur angegebenen Zeit an dem verabredeten Platze einfinden. Weiter nichts! Hat ſie mich auch richtig verſtanden?"

Fr. Bartels. „Hm — verſteh ſchon." — (Im Abgehen halblaut brummend) „Na, wiejeſagt — niſcht zu beißen — aber Frauenzimmer — natirlich!" (ab nach rechts.)

(Kleiſt iſt an den Schreibtiſch getreten, und ſucht in gebückter Stellung in den Fächern.)

Vierte Scene.

Fouqué durch die Mitte. Er tritt geräuſchlos auf. Fouqué macht einem hinter der Scene Befindlichen Zeichen. Adam Müller tritt ein. Kleiſt hört ein Geräuſch, fährt zuſammen und wendet ſich ſchnell.

Kleiſt „Wer?"

Fouqué „Nur wir — nur wir, mein lieber Kleiſt."

Kleiſt. „Seid Ihr ſchon lange hier?"

Fouqué. „In dieſem Augenblicke ſind wir gekommen."

Kleiſt. „Habt Ihr mich belauſcht?"

Fouqué „O, nein doch!"

Kleiſt. „Warum trateſt Du ſo leiſe auf?"

Fouqué. „Man sagte mir — Du — seiest nicht ganz wohl."

Kleist. „Nicht ganz wohl — So! Bin ich nicht — ganz wohl — sagt man das? — Fouqué — wozu die Komödie — sag's doch ganz offen, was nachgerade alle von mir denken: verrückt — nichtwahr?"

Fouqué. „Kleist, wie kannst Du nur."

Kleist. „Ho ho ho!"

Müller. (vortretend.) „Wir wollten uns nach Ihrem Befinden erkundigen, Herr von Kleist."

Kleist. „Was für ein Wiedehopf schreit da!"

Fouqué. „Kleist — ich bitte Dich!"

Kleist. „Bei Gott, dies Gesicht wollte ich nicht mehr sehn."

Fouqué. „Kleist, höflich bist Du gerade nicht."

Müller. „Lassen Sie, lassen Sie, Herr Baron, der Herr von Kleist haßte und schmähte von jeher diejenigen, welche ihm wohlgethan."

Kleist. „Wohlgethan! Bei Satans Steiße, wenn der Fleischer dem Stiere wohlthut, dem er einen Ring durch die Nase reißt, dann habt Ihr mir wohlgethan, Adam Müller."

Fouqué „Kleist — aber Kleist — Du vergißt Dich."

Kleist. „Oder, wenn der Junge dem Schmetterlinge wohlthut, den er an glühender Nadel aufspießt, dann habt Ihr mir wohlgethan. — Ho, ho ho! Ihr seid ein gemütvoller Schlaukopf, Adam Müller. — Nachdem Ihr mich dumme Fliege eingenetzt, kommt Ihr herbeigeschossen, wie die gierige Spinne auf ihrem Faden, um Euch an dem Opfer zu weiden. Hier bin ich, saugt mich aus. — Viel ist nicht mehr an mir — Ich bin ein magerer Braten geworden für eine fette Spinne, wie Ihr seid. — Ho ho ho!"

Müller. „Sie pochen sehr auf meine Langmut, Herr von Kleist."

Kleist. „Auf seine Langmut!"

Müller. „Ich habe mir viel bieten lassen, schon früher — immer — mehr als sich eigentlich mit der männlichen Würde verträgt — weil — nun, weil ich stets ein gewisses Interesse für Sie hatte — und auch Mitleid mit Ihnen — darum habe ich Ihnen manches nachgesehen —"

Kleist. „Fouqué, bin ich noch bei Sinnen? — Adam Müller — Mitleid — ich — er hat mir manches nachgesehen."

Müller. „Jawohl, mehr als vielleicht recht und klug war. Ja, selbst das letzte Schwere, was Sie mir angethan, habe ich Ihnen verziehen." —

Kleist. „Wovon sprechen Sie?"

Müller. „Was Sie im Hause meines Freundes Paltzow gethan, hat mich schwer kompromittiert. — Ich hatte Sie dort eingeführt, aus purer Großmut — ohne persönliche Nebenabsichten — und wie wurde mir gelohnt. Aber, wenn Sie mich jetzt für all dies noch obendrein beleidigen, so geht das zu weit — und ich wollte bemerken —"

Kleist. „Sprechen Sie aus!"

Müller. „Daß selbst meine Geduld ihre Grenzen hat — wollte ich nur bemerken."

Kleist. „Wessen Geduld hätte keine Grenzen — denken Sie, die meine sei unerschöpflich!" (In plötzlicher maßloser Leidenschaft.) „Fort — packt Euch — hinaus — hinaus, sage ich! — Ich will das Gesicht nicht mehr sehen — es erinnert mich an Demütigungen — fort!"

Müller. (Der einige Schritte zurückgetreten ist, bleich.) „Schämen Sie sich, Herr von Kleist!"

Kleist. „Vor Ihnen?"

Müller. „Ja, vor mir!"

Kleist. „Das ruft Adam Müller mir zu. — Er, ein Fleck — ein kleiner schmutziger Fleck in meiner Sonne."

Müller. „Das ist geschmacklos."

Kleist. „Spottvogel, der sich ein Adler dünkt.“

Müller. „Ich gehe. — Aber bei Gott und allen Heiligen, ich kann Sie nur beklagen. Von Herzen bedaure ich Sie — von ganzem Herzen.“ (ab.)

Fünfte Scene.

(Fouqué und Kleist allein.)

Kleist. „Bis zum Letzten ein Komödiant! Und ich glaube, dieser Hanswurst ist mit sich selbst zufrieden.“

Fouqué. „Das war nicht wohlgethan Kleist, Adam Müller ist nicht schlecht.“

Kleist. „Frech ist er und gemein — mit tölpelhaften Händen mischt er sich in Andrer Angelegenheiten, mit dieser Sucht des Hundes, dort herumzuschnüffeln, wo's gemein ist. Er freut sich, daß Bessere, als er, auch ihren Kot haben.“

Fouqué. „Du warst zu scharf.“

Kleist. „Pah! — Es läuft an ihm ab — Weißt Du, Fouqué, er kommt mir vor wie ein Kork, der auf Wasser schwimmt — frech und selbstzufrieden in seiner Leichtigkeit. Tauche die Sorte unter, sie fahren sofort wieder empor. Ich bin ganz anders geartet. Wenn ich mich vollgesogen habe mit Schwermut, dann sinke ich zum tiefsten Grunde und vom Tageslichte will ich nichts mehr sehen.“

Fouqué (An Kleists Schreibtische, er hebt einige Blätter auf.) „Trotzdem war's nicht recht. Er kann Dir schaden.“

Kleist. „Was schadet mir noch! — Höchstens das Sonnenlicht, wenn es mich früh aufwachen macht.“

Fouqué (Ein Blatt in der Hand) „Siehda, Du hast geschrieben! — Das ist brav. Noch dazu Verse, wie es scheint “

Kleist. (Ihm hastig das Blatt aus der Hand nehmend) „Nein!“

Fouqué „Wie, ich darf nicht —“

Kleist. „Niemand soll das Recht haben, über mich zu lachen. Es ist aus mit mir — ich bin leer. — Alles gab ich her bis zur Hefe. Siehst Du dies hier“ (Er hält das Blatt empor) „Das war so eine Probe von der Hefe.“ (Er zerreißt das Blatt.)

Fouqué „Kleist — Kleist, was thust Du!“

Kleist. „Es war nicht schade drum, Fouqué. Ich that schon einmal in meinem Leben das nämliche. Robert Guiskard, mein geliebtester, bester Sohn starb von diesen Händen. — Und ich bin zufrieden mit mir, daß ich ihn umbrachte. Dies blöde Geschlecht hätte ihn doch nie und nimmer verstanden. — Aber — auch dieser Schatten winkt mir oft.“ — (Er versinkt in Brüten.)

Fouqué „Du begingst ein großes Unrecht, Kleist. Werke, wie die Deinen, gehören nicht Dir, sondern der Menschheit. — Du wirst in besseren Stunden die Arbeit daran wieder aufnehmen.“

Kleist. „Nein, ich bringe nichts mehr zu Stande. Ohne Saft und Kraft bin ich, und da verdorren die Früchte. Mich hat das Schicksal bis zur letzten Faser ausgequetscht.“

Fouqué „Kleist, wenn ich dich nicht so genau kennte in Deinem selbstquälerischen Drange —“

Kleist. (verstört) „Das ist das Fürchterlichste, bei lebendigem Leibe entdecken, daß man ein Leichnam ist — hinter dem eigenen Sarge zu Grabe gehen.“ —

Fouqué. (Besorgt) „Beschreibe mir nur einmal, liebster Kleist, wie eigentlich Dein Zustand ist?“ —

Kleist. „Mein Zustand! — Ach, Fouqué, weißt Du — an manchen Tage faste ich — aber das hängt weniger mit der Schwäche meines Magens, als mit der meines Beutels zusammen. — Und dann, der Schlaf! — der Gast sucht mich selten heim. Er liebt wahrscheinlich nicht düstere Gesellen, wie mich. Auch

empfinde ich häufig eine Angst, die mich vor mir selbst herjagt, daß ich nicht mehr weiß, bin ich das Wild, oder bin ich der Hund." —

Fouqué „Mein armer, armer Freund! — Nun sehe ich, wie es steht." (Er wischt sich die Augen) „Ich will Dein Arzt sein. Komm zu mir auf's Land. In der ländlichen Ruhe wirst Du Dir Seele und Leib ausheilen — beide sind erkrankt. — Du kommst, nichtwahr? Ich kann Dich meiner Frau anmelden."

Kleist. „Nein — das geht nicht!"

Fouqué „Geht nicht — warum?"

Kleist. „Ich mag keine glücklichen Menschen mehr sehen."

Fouqué „Welch eine aberwitzige Idee!"

Kleist. „Wieso? — Giebt es nicht Tausende, die keinen Armen, Kranken, Elenden um sich ertragen wollen? — Nun ich bin umgekehrt. Mich ärgern die Glücklichen — Satten — Zufriedenen. Vielen erscheint Unglück ein Verbrechen, für mich ist Glück ein Frevel. — Auffassung, alles Auffassung! —"

Sechste Scene.

(Frau Bartels durch die Mitte.)

Frau Bartels. „Ich traf ihr unten auf der Straße —"

Kleist. (Sie zum Schweigen bedeutend) „Schon gut — schon gut!"

Fr. Bartels. „Die Vogel nämlich. Se war schon aufn Wege hierher."

Kleist. „So schweigen Sie doch!" (nimmt sie bei Seite.)

Fr. Bartels. „Na, Se haben mir's doch ufjetragen — ick hab's ausgerichtet. — Se wartet uf Sie —"

Kleist. „Wartet auf mich?"

Fr. Bartels. „Ja, ſo habe ick ihr wenigſtens verſtanden.“

Kleiſt. „Es iſt gut!“

(Frau Bartels ab nach rechts.)

Siebente Scene.

(Kleiſt und Fouqué allein.)

Fouqué. „Was giebt es, lieber Kleiſt?“

Kleiſt. „Ach nichts — nichts!“

Fouqué. „Es war von Frau Vogel die Rede, ſoviel ich verſtand.“

Kleiſt. „Richtig gehört, Fouqué, es war von Frau Vogel die Rede.“

Fouqué. „Kleiſt — Kleiſt! Noch immer dieſe verhängnisvolle Frau. — Was haſt Du mit ihr — was will ſie von Dir?“

Kleiſt. „Wie Du mißtrauiſch biſt! Das harmloſeſte Ding der Welt: Sie hat mich zu Tiſch eingeladen, und ich — ließ ihr durch meine Wirtin abſagen.“

Fouqué. „Du hätteſt ihr abgeſagt?“

Kleiſt. „Fouqué — meine Röcke ſind im Leihhaus, bis auf dieſen hier.“

Fouqué. „Mein guter Alter! — Nein, hier thut wahrhaftig Hülfe not. — Kleiſt, ich laſſe Dich nicht mehr aus den Augen. Du bedarfſt der Aufſicht. Wenn Du nicht mit mir kommſt, ſetze ich mich hier bei Dir feſt — und —“

Kleiſt. „Und gerade jetzt wollte ich einen Augenblick allein ſein. — Ja, ich muß ganz notwendig eine Stunde oder zweie für mich haben — guter Fouqué.“

Fouqué. „Allein — mußt Du ſein — wozu?“

Kleist. „Siehst Du, lieber Freund, soeben schoß mir ein Plan durch den Kopf — eine Idee, die ich halten muß — zu Papier bringen will — solange sie hier noch frisch ist."

Fouqué. „Betrifft es das, was Du vorhin zerrissest?"

Kleist. „Gerade das — ja! Jetzt ist mir die Lösung, über die ich solange fruchtlos gegrübelt, auf einmal klar geworden. — Ja, dieser Kopf hat doch noch Anschläge — ja ja! Ich fühle es deutlich, so glücklich kommt mir diese Stimmung nicht wieder."

Fouqué. „Du willst dichten; wie mich das freut! So hast Du die Lust zum Leben und Schaffen doch noch nicht völlig aufgegeben — Du rätselhaftester aller Menschen."

Kleist. „Nein, nein, nein! — Siehst Du, Herzens-Fouqué — es stirbt sich nicht so leicht. Das Leben ist eine schlechte Angewohnheit, und — von denen läßt man bekanntlich am schwersten. — Ha, ha ha!"

Fouqué. „Nun, lachst Du wieder. — Dein Gemüt ist, wahrhaftig, wie Aprilwetter."

Kleist. „War ich jemals anders? Du kennst mich ja. — Nun magst Du ruhig gehen, lieber Freund; mich juckt es geradezu in den Fingern, die Feder zu ergreifen."

Fouqué. „Doch ich komme wieder, und das noch heute, um zu sehen, was Du geschaffen hast."

Kleist. „Top! So sei es! Komm und sieh und überzeuge Dich. Du wirst finden, daß ich das größte, kühnste und klügste gethan, was ich je unternommen."

Fouqué. „Leb' wohl, bis dahin!"

Kleist. „Ja, leb' wohl, bis dahin!"

(Fouqué ab durch die Mitte.)

Achte Scene.

(Kleiſt allein, ſowie Fouqué gegangen, verändert ſich ſein Mienenſpiel. Er bricht in höhniſches Gelächter aus.)

Kleiſt. „Ja, dieſer Kopf hat doch noch Anſchläge!“ — —

(Kleiſt rennt wild durch das Zimmer, mit zerfahrener Miene, er ſucht etwas in Haſt.)

Kleiſt. „Frau Bartels!“

Neunte Scene.

(Frau Bartels von rechts)

Fr. Bartels. „Hier!“

Kleiſt. (noch immer ſuchend) „Frau Bartels —“ (er faßt ſich an die Stirn) „Dieſer Kopf hat doch noch Anſchläge — nichtwahr?“ (lacht.)

Fr. Bartels. „Sie ſcheinen och wiedermal nich janz —“

Kleiſt. „Alſo Frau Bartels — liebe Frau Bartels — beſte Frau Bartels — ja, was ich ſagen wollte — — geben Sie mir meine Sachen. Hut, Stock — alles, was man braucht —“

Fr. Bartels. „Wollen Se denn verreiſen?“

Kleiſt. „Verreiſen!“ — (ſtutzt.) „Jawohl verreiſen.“ (Er findet ein Käſtchen, das er in die Höhe hält und erregt betrachtet.)

Fr. Bartels. „Na, denn ſoll ick wol für Se packen?“

Kleiſt. „Packen! — Für die Reiſe! — Hier habe ich alles, was ich brauche.“ (Er reißt ihr den Hut aus der Hand) „Nun denn — ſo bliebe nichts zu thun, als die Thür zu öffnen.“ (Er öffnet die Mittelthür) „Wie

leicht das geht. — Dann einen Schritt über die Schwelle — und — — (das übrige verklingt, während er abgeht.)

(Frau Bartels sieht ihm nach, schüttelt den Kopf und zeigt nach der Stirn. Dann macht sie sich mit mißvergnügtem Gesichte daran, den Staub von den Möbeln zu wischen.)

(Verwandlung.)

Zweiter Aufzug.

Am Wannsee. — Sandiges Ufer, einige Waldbäume, Strauchwerk. Man sieht ein Stück des tiefer liegenden Sees, und einen Streifen des jenseitigen Ufers. Die Bäume sind kahl. Herbststimmung. Spätnachmittagsbeleuchtung.

Erste Scene.

(Kleist und Henriette kommen langsam von links, schweigend. Der Wirt zum Stimming folgt ihnen.)

Der Wirt. (alt und trottelig) „Hier ist nämlich der Platz. — Hier führe ich alle Fremden her. — Sowas giebt's nirgends auf der ganzen Welt. — Ich führe alle Fremden hierher — jawohl — ich führe alle —"

Henriette. (sich umwendend) „Glauben Sie, daß mein Brief wohl jetzt in Berlin sein kann?"

Der Wirt. „Der Brief! Der Brief — nämlich Ihr Brief —"

Henriette. Ja, den ich Sie, nach Berlin zu schicken, bat."

Der Wirt. „Der Brief — jawohl, ja, der kann jetzt in Berlin sein — freilich, der muß ja jetzt in Berlin sein. — Der Franz, das ist nämlich der Junge, den ich mit dem Briefe nach Berlin geschickt habe, der hat fixe Beine. Und wenn er sich nicht unterwegs aufgehalten hat, muß er jetzt schon in Berlin sein — nämlich der Franz mit dem Briefe. — Jawohl, sowas

giebt's nirgends auf der ganzen Welt; ich führe alle Fremden hierher —"

Kleist. „Er ist sehr freundlich, Alter — aber, wir finden unsern Weg allein. Ich kenne die Gegend genau."

Der Wirt. „Jawohl, ich führe alle Fremden hierher."

Kleist. „Wir wollen die Aussicht allein genießen."

Der Wirt. „Ja ja — die Aussicht! Im Sommer ist's noch viel schöner. Jetzt ist Herbst, nämlich November, glaube ich — da wird's zeitig kalt — brr! und dunkel — jawohl!"

Kleist. „Drum gehe er nun heim." (Er wendet ihn um und drängt ihn sanft bei Seite) „Wir wollen hier allein sein — ganz allein."

Der Wirt. „Nämlich sowas giebt's nirgends —" (geht für sich sprechend ab nach links.) „Sachen — Sachen —"

Zweite Scene.

(Kleist und Henriette allein.)

Kleist. (Blickt dem Alten nach und lacht.) „Recht so, recht so! Der letzte, den uns das Leben nachschickt, ein Narr! — Schufte und Narren, Narren und Schufte, und hin und wieder einer, der nach dem Lichte strebt und unter ihren Füßen endet. — Das ist die Menschheit."

(Die Sonne bricht plötzlich durch und läßt den See erglänzen.)

Henriette. „Sieh, Kleist — ein Sonnenblick — das sehen wir nicht wieder."

Kleist. „Ja, finster wird's sein — finster und kalt —" (Er versinkt in Brüten).

Henriette. „Kleist, nicht dran denken!"

Kleist. „Hast Recht, hast Recht! Nicht denken.

Das ist das große Geheimnis im Leben, wie im Sterben. — Henriette — Du — recht aneinanderschmiegen wollen wir uns — recht eng, so fest, so fest, daß sie uns nicht trennen können. Mit den Knochenhänden noch werde ich Dich halten. — Sieh so!" — (Er packt sie.)

Henriette. (Sich sanft losmachend) „Laß, mein Freund, laß!" — (Die Sonne schwindet) „Sieh, dort den Nebel."

Kleist. „Ja, aus jener Ecke kommt er herangekrochen — wie er breiter wird und breiter — Henriette, unser Leichentuch! — Nebel, Bild meines Daseins: — Element, das mich von Kindheit auf umgab. Nie sah ich das Licht klar und frei, stets hinter Schleiern. Zeigte sich auf meiner Straße ein Glück, und schritt ich schneller, so stieg ein Dunst auf, und machte den Glanz erblinden. — Sieh Henriette, sieh nur, wie jetzt der See verschwindet. — — O, und irgendwo muß es doch anders sein, besser als hier. Irgendwo in der Welt ist helles, warmes, freies Leben. — Henriette, wäre es wirklich überall so kalt und grau? Ich kann's nicht glauben. — Laß uns fliehen! Dies Land ist zu häßlich, selbst um drin zu sterben. Laß uns fliehen! Wir gehen dorthin, wo Sonne ist und freier Himmel." —

Henriette. „Mein Freund, wie lange würde uns beiden der Himmel heiter sein — wir nehmen zuviel Nacht in unsren Seelen mit uns — und — wie dort der Nebel sich verbreitet, so verfinsterte uns diese Stimmung bald — auch die neue Heimat."

Kleist. „Wahr, wahr, wahr! — Wir selber machen uns die Welt zum Jammerthale. — Ich war ein Grübler von Anfang. In selbstquälerischer Wollust habe ich mich mit eignen Händen recht eigentlich zerrissen. Und nun 's zum Letzten kommt —"

Henriette. „Blicke nicht hinein in die Flut; das ist alles."

Kleist. „Ich weiß es, nur die Phantasie macht den Tod zum Übel. Die Welt ist eine Leichenkammer. Rings um uns gestorbene Hoffnungen, umgebrachte Vorsätze. — Wer's in der Pesthöhle aushält, muß sein Gefühl vertieren lassen — das weiß ich alles."

Henriette „Und trotzdem —"

Kleist. „Und trotzdem sträubt sich mir das Haar. Das Letzte zu thun, davor graut mir. Denn weißt Du, Henriette, wenn ich daran denke, was nachher sein wird, wenn sie uns finden werden — da — dann hebt sich etwas in mir —"

Henriette. „Erleben wir es? All das Ekelhafte, das Häßliche lassen wir den Thoren, die bereit sind, es weiter zu tragen."

Kleist. „Wenn ich Deinen Heldenmut besäße!"

Henriette. „Du fürchtest nur den letzten Schritt, mein Freund. — Überlege doch: tausendmal im Leben bist Du schon gestorben. Hast Du Dich nicht tausendmal schon selbst begraben. Und diese letzte Hülle, die Dir so lästig ist, zauderst Du, abzuwerfen?" —

Kleist. „Wie soll ich das beschreiben? — Es weht mich, wie Erinnerung aus frühester Jugend an, wo ich — manchmal glücklich war"

Henriette. „Das — verstehe ich nicht."

Kleist. „Damals, als ich ein Knabe war, und ich las von großen Männern: Caesar — Achill — Sokrates — da schwoll mir das Herz, als habe die ganze Welt drin Platz. Da dachte und wähnte und betete ich: Lieber Gott, laß mich so werden. Und meine Knabenseele erfüllte das stolze Gefühl im Verkehre mit diesen Unsterblichen, auch Du wirst sein, wie sie. Damals konnte ich kaum die Manneszeit erwarten. — — Und nun! — nun! — Dies Bewußtsein ist mörderisch."

Henriette. „Quält Dich die Sorge um Nachruhm?"

Kleist. „Nein! — aber das Bewußtsein unerfüllter Pflichten."

Henriette (lebhaft.) „Keine Sorge, Kleist! Du hast nicht Deines Gleichen. Man wird Dich ein Meteor nennen — vorüberflammend und in höchster Pracht zerstiebend."

Kleist. „Was hilft's darüber grübeln. Reue ist unfruchtbar. — Bleibe ich mir nicht getreu bis zum Letzten? Stets Gedanken wiederkäuend — Vorsätze beweinend. — Ja, ich bin weibisch — bin memmenhaft!" —

Henriette „Mein Freund, Du thust Dir Unrecht. Mache Dich nur frei von all dem Kleinlichen — von dem Moos, das sich jedem Stamme anheftet im Laufe des Daseins. — Deine Seele schmachtet nach Freiheit." — (Nahe an ihn herantretend, ihm tief in die Augen blickend.) „Was ist der beste Teil des Lebens? — Das Sehnen von ihm erlöst zu werden. — Hast Du's nicht stets in Augenblicken vermeintlichen Glückes wie eine geheime Mahnung verspürt, eine Warnung, nicht an das Glück zu glauben — sage!"

Kleist. „Ja, — wir sind nur ein Teil des Weltengeistes und der mahnt seine Kinder beständig an die Rückkehr. Doch, sage, Henriette, warum sind der Seele tausend Gewichte angehängt, die sie zu Boden zerren — warum wurde ihr die schmachvolle Mitgift: diese Liebe zu ihren Fesseln?"

Henriette. „Die Edlen schämen sich dieser Fesseln. Scham über das Gemeine an uns, das ist das Höchste, was der Mensch empfinden kann."

Kleist. (brütend.) „Das Dasein ist voller Rätsel und Widersprüche. Aber — auf all dies muß doch eine Antwort sein. — irgendwo!" — — (Pause) „Henriette — wenn wir ihn nun thun, den Schritt in's Ungewisse — und — nichts bleibt von uns, um die Antwort zu verstehen — was dann?"

Henriette. „Dann ist unsere Neugier ja befriedigt. — Frage und Antwort sind eins geworden in der Erfüllung."

Kleist. „Ein großer Gedanke! — Alles wäre ein Meer, tiefer und weiter, als der Ocean. Wir Menschen nur die kleinen Wellen, die sich auf seiner Oberfläche kräuseln. — Sie schwellen und fallen, zerfließen im unendlichen Grunde — so fort durch die Ewigkeit. — — Wie groß, wie ehrfurchtgebietend das zu denken."

Henriette. „O, laß Dich von diesem Gefühle ganz durchdringen, mein Freund." (Sie erfaßt seine Hand.) „Ist es denn nicht weit größer, ein Teil des Ganzen sein, als Zeit Lebens ein unseeliges Wesen, das sich nach dem Urquell sehnen muß?"

Kleist. (außer sich.) „Henriette! — Du bist groß, bist göttlich! — Daß ich Dich nicht zeitiger fand!" — (Er sinkt ihr zu Füßen.) „Thue mit mir, was Du willst!"

Henriette (erschrocken) „Steh auf! — Steh auf!"

Kleist. „Das ist das herbste von allem, daß ich Dich jetzt erst finden durfte — die Einzige auf der Welt, die mich — hätte glücklich machen können."

Henriette. „Welch ein Gedanke!"

Kleist. „O, wir waren für einander bestimmt — wir zweie. An Deiner Seite —"

Henriette (Hastig ihn unterbrechend.) „Sage nicht, daß ich Dir das Leben teuer gemacht hätte."

Kleist. (leidenschaftlich) „Laß mir, o, laß mir diese Hand — ich will sie küssen —"

Henriette (zurückweichend von ihm) „Nein! Das nicht — nur das nicht, Kleist!"

Kleist „Was ficht Dich an?"

Henriette „Mich — ah! — Es erinnert mich an all das Häßliche. — Ich hasse es."

Kleist „Henriette — mich haßt Du doch nicht. —" (Er erhebt sich.)

Henriette „Nein, Dich nicht. — Aber den Wahn — den Rausch hasse ich, der allen Bodensatz der Seele emporbringt — davor graut mir."

Kleist. „Könntest Du damit die Liebe meinen?"

Henriette. „Ja, ich meine die Liebe."

Kleist. „Henriette — dann — wäre ich Dir nichts als ein Mensch, den Du zufällig auf demselben Wege trafest?"

Henriette (sehr erregt.) „Nein! — O nein! — — Frage mich nicht danach!" — (Pause.)

Kleist. (Ihre Hand ergreifend.) „Warum sollten wir in diesem großen Augenblicke uns nicht das letzte entdecken? — Henriette, ich fühle etwas wie Brautnachtsstimmung. Sieh, es wird Abend —" (glühend) „Henriette, enthülle Dich mir ganz." —

Henriette (sich ihm entziehend.) „Dringe nicht so in mich. — Alles das habe ich tief in mir verschlossen. — Mit Wünschen fesseln wir uns ja nur an das Leben."

Kleist. „Wenn der Mensch alles in sich vernichten kann, ist denn Liebe nicht mehr als all das andere? Wäre es nicht der Mühe wert, zu leben, wenn man lieben kann?"

Henriette. „Kleist — das ist ein Wahn. — Im Lichte des Tages würde das zerfallen."

Kleist. „Aber — wenn dieser Keim noch lebendig ist, aus dem das Leben wächst —"

Henriette. „Vergiß nicht, mein Freund, die Liebe trägt ein blendendes Gewand, das uns täuscht. — Wir wollen das Häßliche nicht sehen, das sich dahinter birgt. — Ist es nicht so?"

Kleist. „Wie recht Du hast. — Ja! durch das rosige Fleisch des lieblichsten Angesichtes lugt der Totenschädel."

Henriette. „Und — werden wir denn nicht gemein wenn wir lieben?"

Kleist. „Henriette! — Wer hat Dir diese Gedanken gegeben? — Ja! — Leben schaffend fühlen wir, daß wir für ihn — den Tod, arbeiten. — Unter den Rosen des Genusses lauern Schlangen. — Liebe, Wollust, Ekel, wer hält die dreie auseinander? — Und so ist das höchste Glück, das wir wähnen eine —

Fratze. — — Henriette, mit jedem Deiner Worte fällt ein Vorhang vor meinen Augen."

Henriette. „Beginnst Du endlich das Allerheiligste zu ahnen?"

Kleist. „Mich fassen Schauer vor seiner Erhabenheit."

(Während des Letzten ist es allmälich dunkel geworden.)

Henriette. „Laß diese Andacht nicht verglühen. — Jetzt bist Du in der Weihestimmung. Nun, laß es bald sein — jetzt gleich! — Der Abend ist da, unsre Briefe müssen schon angelangt sein. — Laß nichts mehr zwischen uns und unseren heiligen Entschluß kommen. Jetzt steht nur noch eine Schranke zwischen Dir und mir — das Leben. — Laß sie fallen."

Kleist. „Henriette — ja! — Laß uns eins sein! — Du bist süß — ich liebe Dich, meine Todesbraut."

Henriette. „O komm — o komm!"

Kleist. „Dort jene alte Eiche — siehst Du den Baum? — Dort betten wir uns, wie fallendes Laub."

Henriette. „So komm!"

Kleist. „Ich komme!" — (Er zieht einen blitzenden Gegenstand aus der Brusttasche.) „Hier dieser Freund! — Blick ihm ins Auge, Henriette — es blitzt Dich lüstern an — seine Lippen lechzen — wie? Jetzt soll uns der feurige Liebhaber beide zu Tode küssen — erst Dich — dann mich. — Ho ho! Süßeste Henriette! — Ho ho!" (Er schwenkt das Pistol in toller Ausgelassenheit über dem Haupte.) „Und ich verspreche Dir Herzens-Henriette, ich werde die Arbeit gut machen. — Mein Leben war voll Halbheiten, mein Tod soll ein ganzes Ding sein — das erste Meisterstück meines Lebens."

Henriette. „Wie wild Du bist!"

Kleist. (In Ekstase.) „Ich bin trunken! — Du hast mich von einem Weine kosten lassen, nach dem ich gedürstet habe, mein Leben lang. Den Labetrunk, mein

süßes Kind, hast Du mir kredenzt. O, dank, dank, reizende Hebe! — Nun kann's zur Hochzeit gehen. — Nie durfte ich Dir im Leben nahen — wenn unsere Seelen sich aus dem Kerker lösen, werden sie sich finden, in jauchzender Umarmung." —

(Er hat sie umfaßt, sie blickt ihn verzückt an; Auge in Auge versenkt, gehen sie langsam nach rechts ab. — Einen Augenblick bleibt die Bühne leer, dann Stimmen und Tritte von links. Die Stimmen erklingen näher.)

Dritte Scene.

(Rendant Vogel von links, gefolgt vom Wirt zum Stimming, der eine Laterne trägt.)

Vogel. „Wo — wo?"

Wirt. „Hier, lieber Herr — grade hier, wo Sie stehen — nein, es war ein Bischen weiter rüber. — Also hier, grade hier, habe ich sie verlassen, alle Beide, wie sie waren — alle Beide —"

Vogel. „Bemerkten Sie etwas — ich meine, merkte man den Beiden etwas außergewöhnliches an?"

Wirt. „Was außergewöhnliches — ach so! Nein, ich führe alle Fremden hierher."

Vogel. „Schon gut, lieber Mann — aber, was thaten sie — was sagten sie? Ist Ihnen nichts aufgefallen?"

(Ein Schuß fällt rechts.)

Vogel. „Barmherzigkeit Gottes!"

Wirt. „Wer erlaubt sich, hier zu schießen?"

(Ein zweiter Schuß fällt.)

Vogel. „Lieber Gott — lieber Gott!" (Er stürzt nach rechts ab.)

(Der Wirt geht langsam nach rechts, in der Hand die Laterne den Kopf schüttelnd.)

Wirt. (ruft) „Lieber Herr!“ — (für sich) „Sachen, Sachen!“ — — „Sachen, Sachen!“ —

(Von rechts her tönen Vogels Klagerufe.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Druck von G. Pätz, in Naumburg a. S.

Aus der schönen wilden Lieutenantszeit.

Roman aus dem österreichischen Kavallerieleben

von

Carl Baron Torresani.

2. Aufl. 3 Bde. in illustr. Umschl. Pr. 8 M., geb. 10 M.

Stimmen der Presse:

Neue freie Presse vom 6. Januar 1889:

Der Autor, welcher selbst eine Reihe von Jahren als Kavallerie Offizier gedient hat, führt uns in einer spannenden, reich mit lustigen Episoden gewürzten Erzählung in militärische, aristokratische und bürgerliche Kreise ein und versteht es als guter Beobachter, scharf charakterisirte Typen aus diesen Sphären zu zeichnen. Namentlich das Zusammenleben der Offiziere im Regimente, die heiteren und ernsten Erlebnisse dieser, eine große Familie darstellenden Kameraden, als deren militärischer Vater uns ein wohlwollender prächtiger Oberst besonders anziehend geschildert erscheint, stellt uns der Verfasser mit Anschaulichkeit und in einer den feingebildeten Weltmann verrathenden formgewandten Sprache dar. Wer selbst das Porte-Epée trägt oder getragen hat, wird diesen Roman mit Vergnügen lesen und in demselben mancher bekannten, launig gezeichneten Figur begegnen. Aber auch in nichtmilitärischen Kreisen werden die drei Bände ihres spannenden Inhalts wegen viele Freunde finden.

Wiener Tagblatt vom 20. April 1889.

(Famos!) Man erinnert sich des Geleitwortes, welches Bauernfeld einer seiner kräftigsten Gestalten, dem Husarenlieutenant in „Moderne Jugend" mit auf den Bühnenweg gegeben. Dieses „Famos!" klang uns wieder im Ohre, als wir kürzlich einen neuen Roman zur Hand nahmen, in welchem das österreichische Kavallerieleben mit ebensoviel Sachkenntniß als Liebe zum Gegenstand charakterisirt wird. Der Autor des Romans „Aus der schönen wilden Lieutenantszeit" (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1889) Karl Baron Torresani, gehörte, das merkt man auf jeder Seite seines Buches, gewiß nicht zu den *stillen* Beobachtern in seinem Regimente, und mehr als eine der lustigen Episoden macht jenen wohlthuenden Eindruck der Unmittelbarkeit, welchen nur die Erzählung des Selbsterlebten hervorzubringen vermag. Besonders glücklich ist der Autor in der Zeichnung der komischen Charaktere, doch ist sein Humor von der Art, daß selbst Diejenigen, welche Modell standen, herzhaft mitlachen dürfen . . . Daß es dem Autor auch an sittlichem Ernst nicht fehlt, beweist uns der bis an die Grenze des Tragischen geführte Konflikt zwischen Leidenschaft und Pflichtgefühl.

Verlag von E. Pierson in Dresden und Leipzig.

Die Bergpredigt.

Roman aus der Gegenwart

von **Max Kretzer.**

Brod. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Stimmen der Presse:

Leipziger Illustrirte Zeitung vom 14. Dezember 1889:

Der „Berliner „Roman bildet nachgerade eine eigene Bibliothek in der Unterhaltungs-Literatur der Gegenwart. Jedes Jahr bringt seine umfangreichen Beiträge; auch dieser Winter blieb nicht mit seiner Produktionskraft hinter den früheren zurück. Der gehaltvollste ist jedenfalls „Die Bergpredigt" von Max Kretzer. Er beleuchtet das kirchliche Leben der Reichshauptstadt und schildert den Kampf der Orthodoxen gegen die Rationalisten. Der Held ist ein junger, für eine Kirche vorgeschlagener freisinniger Prediger Konrad Baldus. Der Verfasser steht natürlich auf seiten des Konrad Baldus, und so wird auf die andere Partei viel Schatten geworfen, der Opportunismus wird in aller Heftigkeit gegeißelt. Das Urtheil über den Roman dürfte also je nach dem Standpunkte des Lesers sehr verschieden ausfallen. **Als Kunstwerk betrachtet, darf man ihm aber ohne Bedenken einen hohen Rang unter den Erzeugnissen des Tages einräumen.** Die Charaktere sind scharf umrissen, der Held tritt klar hervor, die Nebenfiguren, wie der eifernde Hofprediger Bock, der verbummelte Candidat Bläsel, dessen Vater, der Landprediger, und noch verschiedene andere, zeigen originelle Züge. Auch die Handlung ist geschickt aufgebaut, so daß das Werk als die beste Schöpfung bezeichnet werden kann, die Max Kretzer bis jetzt seinen Lesern geboten hat.

Neues Wiener Tageblatt vom 14. Oktober 1889:

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart von Max Kretzer. Auf dem Gebiete des jetzt von den Realisten so fleißig gepflegten Berliner Romans nimmt Max Kretzer die erste Stellung ein. Er ist bei uns in Wien zwar weniger bekannt, als z. B. Paul Lindau, aber jeder Kenner weiß, Kretzer diesen geistreichen Kritiker in der poetischen Kraft der Gestaltung, im sittlichen Pathos und in der Kenntniß des Volkes von Berlin weitaus übertrifft. Das Lokalkolorit Berlins weiß Kretzer, der auch den Berliner Dialekt beherrscht, unvergleichlich gut zu treffen, Lindau's Berliner Romane könnten mit geringen Aenderungen in jeder europäischen Großstadt spielen, sie sind auch abhängig von ihren Pariser Vorbildern; Kretzer ist urwüchsig von der Zehe bis zum Scheitel, und seine Dichtungen lassen sich unmöglich in anderem Boden wurzelnd denken. In seinem neuesten Roman: „Die Bergpredigt" hat Kretzer ethisch eine Höhe erstiegen, wie nie zuvor.

Oesterreichische Autoren.

Ludwig Anzengruber.

Stahl und Stein. M. 2.—.
Heimg'funden. M. 1,50.
Der Fleck auf der Ehr'. M. 1.50.

E. Binder-Krieglstein.

Vilagos. Histor. Trauerspiel. M. 2.—.
Vor dreißig Jahren. M. 1.—.
Geschichten zum Nachdenken. M. 3.—.

M. Brée.

Wo die letzten Häuser stehen. M. 3.—.

R. von Fels.

Agramer Schreckenstage. Novellen. M. 3.—.
Und doch — abergläubisch M. 2.

Otto Fuchs.

Görbersdorfer Novellen. M. 3.
Haschisch. M. 3.—.

R. H. Greinz.

Wer steinigt sie? Roman M. 2.
Die trag. Motive in der deutsch. Litt. seit Goethe's Tod. M. 2.80.

Balduin Groller.

Leichtlebiges Volk. M. 3.—.
Unter vier Augen. M. 3.—.
Wenn man jung ist. M. 3.—

Theodor Hertzka.

Freiland. Ein soziales Zukunftsbild. 4. Aufl. M. 3.—.
Socialdemokratie und Socialliberalismus. M. 1.—.

Königsbrun-Schaup.

Der Mond. Gedicht. M. 2.—.
Tausendlust. Erzählung. M. 2.

P. M. Lacroma.

Dosta von Drontheim. M. 1.50.

Loth. Graf Orsini-Rosenberg.

Ein Nachkomme Gottfrieds von Bouillon. M. 2.—.
Der neue Hofmeister. M. 3.—.

Donat von Stauffenburg.

Lieutenants Leben und Lieben. M. 3.—.
Unter d. schwarzgelben Banner. M. 2.—.

A. G. von Suttner.

Anderl. 2 Bde. M 8.—.
Kinder des Kaukasus. 2 Bände à M. 3.—.

Bertha von Suttner.

Die Waffen nieder. 2 Bände. M. 8.—.
Schriftsteller-Roman. M. 3.—.
Erzählte Lustspiele. M. 3.—.

Carl Baron Torresani.

Aus der schönen wilden Lieutenantszeit. M. 8.—.
Schwarzgelbe Reitergeschichten. M. 4.—.
Mit tausend Masten. M. 3.—.
Auf geretteten Kahn. M. 4.—.
Die Juckercomtesse. M. 4.—.

E. Wahlheim.

Aus freier Wahl. M. 3.—.

W. von Wartenegg.

Schloß Winikstein. M. 3.—.

32101 067519171

Romane und Novellen.

E. Gräfin Ballestrem
Die blonden Frauen von Ulmenried. M. 3,—.

August Becker
Eine Stimme. 3 Bde. M. 4,—.

J. Bettelheim
Elena. M. 1,50.

Heinrich Bulthaupt
Vier Novellen. M. 3,—

François Coppée
Henriette. M 1,50.

Theodor Duimchen
Kopf und Herz. M. 4,—.

Alex. Dumas fils
Der Fall Clemenceau. M. 3,—

A. von der Elbe
Souverän. Histor. Roman. M. 3,—.
Die Junker von Luzern. Histor. Roman. M. 5,—.
Graf Floris. Histor. Roman. 2 Bde. M. 6,—.

Nataly von Eschstruth
Potpourri. Ausgew. Novellen. M. 3,—.

Johanna Feilmann
Sturm u. Stille. Novellen. M. 3,—.

Conr. Fischer-Sallstein
Rheinlands-Geschichten. M. 3,—.

Otto Fuchs
Haschiich. Erzählgn. a. d. mod. Egypten. M. 3,—.

Karl Gjellerup
G-Dur. M. 3,—.

Henri Gréville
Kleopatra M. 3,—.
Pariser Geheimnisse. M. 3,—.

Balduin Groller
Leichtlediges Volk. M. 3,—.
Unter vier Augen. M. 3,—.

Julius Grosse
Der Spion. Roman. 2 Bde. M. 6,—.
Tante Carldore. Roman. 2 Bde. M 6,—.

R. Edmund Hahn
Das Erbfräulein. 2 Bde. M. 6,—.

Oscar Justinus
In der Zehn-Millionen-Stadt. M. 1,50.

Woldemar Kaden
Sonnenbrut. M. 3,—.

Martha Kallusky
Schnee u. Blüten. M. 3,—.

Wolfgang Kirchbach
Der Weltfahrer. M. 5,—.

Paul Kirsten
All Heil! Velociped-Geschichten. M. 2,—.
Zwirl-Dudenfing. Humor. Roman. M. 3,—.
Dox! Humor. Ehebild. M. 5,—.
Die Morgenröte des zwanzigsten Jahrhunderts. 3 Bde. M. 8,—.

Ewald August König
Nach uns die Sündfluth. 3 Bde. M. 7,—

Max Kretzer
Das bunte Buch. M. 3,—.
Die Bergpredigt. Roman. M. 5,—.

P. M. Lacroma
Dosta von Drontheim. M. 1,50.

Hans Land
Der neue Gott. M. 3,—.

Hermann Menkes
Aus Roth-Rußland. — Zersplittert. M. 2,—.

August Niemann
Bei Hofe. Roman. M. 5,—.
Amors Bekenntnisse. Ehestande-Geschichten. M. 4,—.

Reinhold Ortmann
Moderne Römer 2 Bde. M. 7,—.
Der Afrikareisende. M. 3,—

Ernst Pasqué
Musikanten-Geschichten. M. 3,—.
Mary u. Marietta. M. 1,50.

K. Rinhart (Katharina Zitelmann)
Im Kampfe um die Überzeugung. Roman. 3 Bde. M. 8,—.

Alexander Römer
Moderne Kultur. Roman M. 3,—.
Unter d. Purpur. M. 3,—.

Otto Roquette
Über den Wolken u. and. Novellen. M. 3,—.

H. Schobert
Kreuzdorn. Roman. 2 Bde M 6,—.

Paul von Schönthan
Welt- und Kleinstadt-Geschichten. M. 3,—.

Doris Freiin von Spättgen
Jone. 2 Bde. M. 8,—.

A. G. von Suttner
Anderl. Roman. 2 Bde. M. 8,—.
Kinder des Kaukasus. M. 3,—.

Bertha von Suttner
Schriftsteller-Roman. M. 3,—.
Erzählte Lustspiele. M. 3,—.
Die Waffen nieder. Roman. 2 Bde. M. 8,—.

Konrad Telmann
Weibliche Waffen. Roman M. 3,—.

Carl Baron Torresani
Aus der schönen wilden Lieutenantszeit. Roman. 3 Bde. M 8,—.
Schwarzgelbe Reitergeschichten. M. 4,—.
Mit tausend Masten. M. 3,—.

Hans Wachenhusen
Die schwarze Dame. Roman 3 Bde. M. 8,—

E. Wahlheim
Aus freier Wahl. M. 3,—

Dramen.

Ludwig Anzengruber
Stahl u. Stein. M. 2,—.
Heimg'funden. M. 1,50
Der Fleck auf der Ehr'. M. 1,50.

Oscar Blumenthal
Der schwarze Schleier. M. 2,—.

B. Grüneberg
Martin Luther. M. 2,—.

Hermann Friedrichs
Die Sicilianerin. M. 2,—.

Ferd. Heitmüller
Das Medeabild. M. 1,—.

Wolfgang Kirchbach
Die letzten Menschen. M. 2,—.

Max Kretzer
Bürgerlicher Tod. M. 1,—

A. Müller-Guttenbrunn
Irma. M. 1,—.

Druck von E. Päz in Naumburg a. S.

Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros. Inc.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908

This Book is Due

P.U.L. Form 2